Geist deutscher Classiker.

Eine Blumenlese

ihrer geistreichsten und gemüthvollsten

Gedanken, Maximen und Aussprüche.

Herausgegeben

von

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben,

Verfasser der Diätetik der Seele.

3. Auflage.

Achter Theil.

Wieland.

Wien und Leipzig.

Hartleben's Verlags-Expedition.

1866.

Wieland.

Ch. M. Wieland.

Geboren 1733. Gestorben 1813.

Der liebenswürdigste deutsche Dichter war in der Nähe des Städtchens Biberach in Schwaben geboren. Die erste Erziehung durch seinen Vater, einem protestantischen Geistlichen, und der Unterricht in einer köstlichen Anstalt entwickelten zuerst sein schönes, sanftes Naturell, und gaben ihm das Colorit einer lieblichen, platonischen Schwärmerei, welches seine frühesten Dichtungen charakterisirt. Im Hause des Mainzischen Ministers Graf Stadion lernte er die Welt und ihre größeren Verhältnisse: Hof und Staat, näher ins Auge fassen, und — veredelt durch die frühe Sympathie mit dem griechischen Alterthume — verwandelte sich die idyllische Schwärmerei in feine Grazie. Er schuf jene lieblichen, kleinen Dichtungen, als deren Musterbild „Musarion" gelten kann; Dichtungen, die an Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz, Fantasie und unnachahmlicher Anmuth des Verses und Ausdrucks einzig sind, und seinen Ruhm zuerst begründeten. Die Herzogin von Weimar berief ihn an ihren Hof,

und vertraute ihm die Bildung ihrer Söhne an. Hier bewährte sich die Klarheit seines Geistes und der tiefe Gehalt seines Charakters auf's Entschiedenste. Liebe, Achtung, Ehrfurcht umgaben sein schönes Wirken, und als sein Erziehungsgeschäft vollendet war, bereitete ihm der wohlverdiente Dank seiner Fürstin ein beneidenswerthes Loos. Wieland's Leben glich dem jener glücklichen Weisen, die er in seinen poetischen Gemälden so reizend ausstattet. Von der Quelle an, zwischen blumigen Gestaden anmuthig hinrieselnd, sammelte es sich allmälig zu einem breiten, klaren, ruhigen Strome, in welchem sich Himmel und Erde abspiegeln, und der sich, nach einem langen, segensreichen Laufe, still und majestätisch in den Ocean mündet. Ueber ein halbes Jahrhundert genoß er eines schönen, selten getrübten, wirkungsreichen Daseins, erreichte ein nur wenigen Auserwählten erreichbares Alter, und erlebte keine Enkelwelt, die sein Verdienst schmälerte. Eine freundliche Neigung zu der geistvollen Sophie la Roche schmückte seine Jugend, eine fast beispiellos glückliche Ehe, die ihm nur durch den früheren Tod der zärtlich geliebten Gattin zur schweren Prüfung ward, verschönerte den langen Sommer seines Lebens, und rührende Zeichen der höchsten Anerkennung erfreuten noch den Greis. In Weimar, in freundschaftlichem Bunde mit den Heroen unserer Literatur, wirkte er thätig zu jener Epoche mit, die wir mit Recht unser goldnes Zeitalter nennen. Hier setzte er durch das Meisterwerk „Oberon" seiner reizenden Muse die Krone auf, zauberte Lucian's, Horazens, Cicero's, Shakespeare's Genien in unser Vaterland, gab diesem durch den „deutschen Mercur" ein Organ zeitgemäßer Fortbildung, lehrte im Gewande heitern Spieles eine

tiefe, vom Ernst des Lebens durchdrungene Weisheit, nahm an allem Großen und Edlen, was damals die Zeit und die Menschheit bewegte, thätig Antheil, und wirkte so unabläßig bis an den Abend seines Lebens, wo er, nach einem Sturze aus dem Wagen mit seiner geliebten Tochter, auf dem Krankenlager ein bewundernswürdiges Beispiel der Duldung gab. Edel und ruhig schied seine Seele, im 81sten Jahre des Lebens, von dieser Erde; vielleicht die schönste Seele, die auf ihr gelebt, — wenigstens glücklich gelebt hat!

Wieland's Persönlichkeit entsprach auf eine seltene Weise dem Bilde völlig, welches seine Schriften abspiegelten. Geistreich und heiter beweglich in der Conversation, bescheiden und leutselig, ernst und bildend gegen Jüngere, lebensfroh, wohlwollend, strenge gegen sich selbst, nachsichtsvoll gegen Andere, an allem Menschlichen theilnehmend, fein und gewandt in der höhern, anspruchlos und gemüthlich in der engern Gesellschaft, verband er auf eine nicht gewöhnliche Art die angenehme Beweglichkeit des geselligen mit der größten Selbstständigkeit des sittlichen Charakters. Menschen, die, selbst oberflächlich, nur nach der Oberfläche urtheilen, glauben, daß hinter grämlichen Worten die Weisheit, hinter einem düstern Gesichte der Ernst verborgen sei. Wer tiefer blickt, findet es meist umgekehrt. In leichte Scherze hüllt sich gern die tiefste Wahrheit, in bescheidene Anmuth der tiefste Ernst. „Es hat — sagte sein Freund Goethe — keinen festern, sich immer gleichern Mann, keinen wahrern Charakter gegeben, als Wieland. Er spielte gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen. So erwarb und erhielt er sich viele Freunde, und hat eigentlich nie einen Feind gehabt.“ — Wenn man die einzelnen Züge

seines Lebens durchgeht, von dem Augenblicke an, wo er mit dem jungen Goethe, der in jugendlichem Uebermuth eine muthwillige Farce über ihn schrieb, voll Freude über die Genialität dieses Werkchens Freundschaft schloß, bis zu jenem, wo er, auf Gefahr, die Ungnade seines Gönners Graf Stadion auf sich zu ziehen, die Rechte seiner Vaterstadt strenge vertheidigte, so begreift man völlig jene Schilderung. Was an seinem Wesen am schönsten erscheint, oder was eigentlich die Schönheit desselben begründet, ist: die Harmonie seiner so vielseitigen Ausbildung. „Nicht zu wenig, nicht zu viel“ — diese Grundmaxime seiner Philosophie geht durch seine ganze Existenz. Der berühmte Kraniolog Gall sagte bei Besichtigung von Wieland's Schädel: es sei ihm nie eine solche Harmonie der Anlagen vorgekommen. Charakteristisch war auch seine Handschrift; er schrieb sehr zierlich, immer gleich, Alles mit eigner Hand, und kopirte, unermüdlich im Verbessern, seine größten Werke selbst und wiederholt.

Wieland's Werth als Schriftsteller sollte keiner Erörterung bedürfen. Eine vorübergehende Moderichtung hat ihn geschmälert; wohl uns, wenn sie vorübergegangen ist! Geist und Form seiner besten Werke sind gleich bewundernswerth. Diese gesunde, kräftige, heitere Lebensansicht, dieser befreiende Humor, der sich auf's Erquickendste dem Leser mittheilt, und ihm die Welt schön und gut erscheinen läßt, diese freundliche Ironie, die, wohlwollend über die Schwächen der Menschlichkeit lächelnd, sich die eigenen nicht verbirgt, diese unnachahmliche Grazie des Vortrags, diese, den Deutschen so ungewöhnliche, edle Popularität, bei innerlich deutschem Ernst, wo finden wir alle diese Eigenschaften in

so schöner Vereinigung wieder? Wenn irgend ein Muster gegen die Verschlimmerung des Geschmacks in Deutschland als Palladium heilig gehalten zu werden verdient, so ist es Wieland. Auch in der geschichtlichen Folge seiner Werke malt sich die Angemessenheit seines ganzen Wesens. Die des Jünglings bezeichnet eine edle Schwärmerei, die des Mannes eine kräftige Sinnlichkeit, die des Greises eine ernste Würde des Gedankens. So hat ihm jedes Alter seine Früchte gebracht, und jedes kann sich in ihm spiegeln, ihn zum Vorbilde nehmen.

1.

Der Mensch.

Die nöthigste und nützlichste aller Wissenschaften, oder noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrigen eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des Menschen.

Der Mensch ist aus zwei entgegengesetzten Grundneigungen zusammengesetzt, deren vereinigte Wirkung ihn zu dem macht, was er ist; Liebe zum Müssiggang und zum Vergnügen. Ohne diese würde ihn jene ewig in einer unüberwindlichen Unthätigkeit erhalten; aber so groß sein Abscheu vor Abhänglichkeit und Arbeit ist, so ist doch sein Hang zum Vergnügen noch stärker. Um beide zu vereinigen ist ein Zustand von Unabhänglichkeit, worin er alles mögliche Vergnügen ohne einige Bemühung genösse, das letzte Ziel seiner Wünsche. Daher dieser unauslöschliche Hang zum Despotismus, der dem armseligsten Erdensohn eben so angeboren ist, als dem Erben des größten Monarchen.

Der Mensch — auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der anderen den höheren Wesen verwandt — ist eben so unfähig, ein bloßes Thier, als ein bloßer Geist zu sein: aber nur alsdann lebt er seiner Natur gemäß, wenn er immer empor steigt. Jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erstiegen hat, erhöht seine Glückseligkeit: denn Weisheit und Tugend sind allezeit das richtige Maß, sowohl der öffentlichen als der Privatglückseligkeit unter den Menschen gewesen.

Man betrachtet den Menschen gewöhnlich als ein Wesen, das aus der thierischen und geistigen Natur zusammengesetzt ist. Aber irrig ist es, wenn man sich diese so ungleichartigen Naturen im Menschen als in ein Ganzes zusammengeschmelzt vorstellt; wie das Weib und das Mutterpferd in der berühmten Centaurin des Zeuxis. Der Künstler konnte durch eine geschickte Verschmelzung der Farben und den Ton des ganzen Stückes dem getäuschten Auge möglich scheinen machen, was der Natur selbst unmöglich ist. Denn wie wird es diese unternehmen, aus zwei so widerwärtigen Naturen ein reines gleichartiges Ganzes zusammenzusetzen. Geist und Körper, Sinnlichkeit und Vernunft verhalten sich im Menschen zu einander wie die Sehkraft zum Auge und die Hand zum Willen. Ich betrachtete meine geistige Natur als mein eigentliches Ich; und meiner Natur gemäß leben, hieß mir, das thierische Leben dem geistigen dergestalt unterordnen, daß dieses so wenig als möglich durch jenes gestört und eingeschränkt werde. Desto gemäßer also der Natur, je mehr der Mensch ein blos geistiges Leben lebt, je völliger er die

Sinnlichkeit zur bloßen Sklavin des Geistes macht, je weniger er die Bürde des Organs, an welches seine Wirksamkeit gebunden ist, fühlt, je zarter die Bande sind, wodurch er mit demselben zusammenhängt und je mehr der Geist sie in seiner Gewalt hat, kurz, je mehr der Körper einer rein gestimmten Laute gleicht, die dem Tonkünstler blos dazu dient; die melodischen Harmonien, die er in sich selbst spielt hörbar zu machen. —

Jeder Mensch hat, um einen gerechten Anspruch auf Wohlwollen, Mitleiden und Hilfe von Seiten eines jeden Menschen zu haben, keinen andern Titel vonnöthen, als daß er ein Mensch ist.

Es ist Pflicht, von der menschlichen Natur gut und groß zu denken: aber wer von den Menschen, die er vor und um sich sieht, immer das Beste denkt, läuft Gefahr, der Narr seiner guten Meinung zu sein.

Die Menschen sind allenthalben nicht so gut, als sie sein könnten, wenn sie weiser wären; aber es ist unmöglich, daß sie besser sein können, ehe sie weiser werden, und daß sie weiser werden können, bis nicht ihre Väter und Mütter, Ammen, Pädagogen, Lehrer und Priester, mit allen ihren übrigen Vorgesetzten durch alle Stufen, vom Gassenvogte bis zum Könige so weise geworden sind, als jedes nach dem Maße seiner Beziehung und seines Einflusses sein müßte, um der menschlichen Gesellschaft wirklich nützlich zu sein.

Die Menschen sind nun einmal so geartet, das sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bei den Haaren hingeschleppt werden müssen.

Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen Andere, wie er will, daß sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnenlust Schranken, wenn es blos von seiner Willkür abhängt, so weit zu gehen, als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner Vernunft als vor einem beschwerlichen Zuchtmeister, und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn er es vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht, als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich beim Alten wohl befindet, will nicht lieber, daß Alles ewig beim Alten bleibe, als daß er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobei nur das Ganze gewänne, und er selbst einige Aufopferungen machen müßte?

Es gibt einzelne Menschen, welche sehr weise daran thun, wenn sie wie Diogenes und Epiktet leben lernen.

Es gibt Fälle, wo ein allgemeiner Geist von Sparsamkeit einem ganzen Staate eine Zeit lang nützlich ist.

Es gibt Fälle, wo ein Fürst sehr löblich daran thut, wenn er wie der Kaiser Marcus Aurelius sein Silbergeschirr in die Münze schickt, um seine Armee damit zu bezahlen.

Aber alle diese Fälle sind bloße Ausnahmen und der allgemeine Satz bleibt darum nicht weniger wahr: daß die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das große Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde, der Natur eben so gemäß sei, als die Einfalt, in so fern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, so wie bei dem einzelnen Menschen ist.

Das menschliche Geschlecht gleicht in gewisser Betrachtung einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blüthen und Früchte und von diesem letztern grüne, halbzeitige und goldfarbige mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden zu gleicher Zeit sehen läßt.

Es scheint widersinnig, zu fordern, daß die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegenden Verwandlungen zu gehen: — aber gerade darüber ungehalten zu sein, daß die Knospe kein Apfel ist — in der That, meine Herren, man muß sehr wunderlich sein, um der Natur solche Dinge zuzumuthen.

Was die Kunst, oder mit andern Worten, was die vereinigten Kräfte von Erfahrung, Witz, Unterricht, Beispiel, Ueberredung und Zwang an dem Menschen zu seinem Vortheil ändern können, sind — entweder Ergänzungen der mangelhaften Seiten, oder Verschönerungen, welche letztern, wenn sie ihren Namen mit Recht führen sollen, sehr wesentlich von bloßen Zierrathen verschieden sind.

Jene setzen voraus: „daß der Mensch seine Bedürfnisse fühle“ — und stehen mit der Beschaffenheit und Anzahl derselben im Verhältniß. Diese sind die Früchte einer durch die Imagination erhöheten und verfeinerten Sinnlichkeit und finden nicht eher statt, bis wir uns durch die Vergleichung mannigfaltiger Schönheiten in der nämlichen Art von Stufe zu Stufe zu dem Ideal dieser Art erhoben haben.

Die Menschen sind nun einmal nicht gemacht, weise zu sein. Immer werden sie thun, wie ihre Väter von jeher gethan haben, — ihre Endzwecke durch ihre Mittel zerstören, weder in Haß noch Liebe Maß halten, und wie dumme Fische sich mit goldfarbenen Fliegen locken lassen, den Angel ihres Wohlthäters, des Fischers hinabzuschlingen. Moralische Epidemien lassen sich so wenig durch Vernunftgründe, als leibliche Krankheiten durch Zauberworte heilen.

Aber Alles, was ist und geschieht, gehört zu einem Plane, von dem wir nichts verstehen Große und Kleine, Weise und Unweise, spinnen und weben wir Alle an dem unendlichen Gewebe des Schicksals, ohne zu wissen, was wir machen, und befördern unbekannte Endzwecke, indem wir oft das Gegentheil zu thun glauben oder scheinen.

2.

Natur und Menschheit.

In das Geheimniß der Natur selbst zu dringen ist uns verwehrt. Der Kreis der Menschheit ist nun einmal unser Antheil und der Umfang, worinnen alle unsere Ansprüche eingeschlossen sind. Sobald wir uns über ihn versteigen wollen, finden wir uns mit einem undurchdringlichen Dunkel umgeben; oder das Licht selbst, das uns entgegenströmt, ist so blendend, daß es für Augen, wie die unsrigen zur dichten Finsterniß wird. Aber, o daß wir die Würde unserer eigenen Natur erkennen möchten! es ganz durchschauen und immer gegenwärtig haben möchten, daß der Mensch nichts größeres kennt, nach kennen soll, als sich selbst; daß er alles, was er zu seiner Vollständigkeit bedarf, in sich finden kann, und daß seinem ewigen Wachsthum an Kraft und Vollkommenheit keine andere Grenze gesetzt ist, als die wesentliche Form seiner eigenen Natur, über welche er sich eben so wenig hinaus denken, als hinaus dehnen kann, er müßte sich denn nur ins unendliche — Nichts ausdehnen wollen!

Man kann nicht alles, was man will, daher thut man wohl, wenn man nicht mehr will, als man kann.

Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sei, sich über ihren verborgenen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unseren Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer Unerklärbares und Unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegne Imagination in ihre alte Lage zurückzuwerfen.

Der Weise unterwirft sich immer und in Allem den ewigen und nothwendigen Gesetzen der Natur der Dinge; er bildet seine Art zu denken und zu handeln einzig nach dieser Richtschnur, und seine höchste Freiheit besteht darin, daß er will, was er muß, thut, was er soll. Die unveränderliche Natur der Dinge, dieses einzige aber indispensable Gesetz des Weisen, schreibt ihm in jedem Augenblick und Verhältniß des Lebens vor, was recht ist und was er also zu wollen und zu thun hat; und um blos zu wissen, was recht ist, damit er immer recht handle, bemüht er sich, diese Dinge so zu erkennen, nicht wie sie dem verfälschten Auge des Vorurtheils und der Leidenschaften scheinen, sondern wie sie in den Augen der reinen Vernunft, d. h. wie sie wirklich sind. Der Weise sieht sich daher immer als einen

Theil des Ganzen an, der blos um desselben Willen da ist, und dessen Wohlstand und Vollkommenheit mit dem seinigen so nothwendig verbunden ist, daß er nur in so fern seiner Natur gemäß lebt und vollkommen ist, in so fern er zur Vollkommenheit des Ganzen mitwirkt.

Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist beinahe nichts als Fähigkeit. Er muß sich selbst entwickeln, sich selbst ausbilden, sich selbst diese letzte Politur geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt — kurz, der Mensch muß gewissermaßen sein eigner zweiter Schöpfer sein — oder, vielmehr. —

Wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Krystall sechseckig anschließt, in der Pflanze vegitirt, im Wurme sich einspinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüssen baut, und in diesen sowohl als vielen andern Thierarten mit einer so zweckmäßigen und abgezirkelten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinkt zur Kunst in ihnen zu erhöhen scheint, — warum sollte es nicht auch die Natur sein, welche im Menschen nach bestimmten und gleichförmigen Gesetzen diese Entwickelung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? — dergestalt, daß, sobald er unterläßt in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken, sobald er aus indiscretem Vertrauen auf seine Vernunft sich von dem Plan entfernt, den sie ihm vorgezeichnet hat; — von diesem Augenblick an Irrthum und Verderbniß die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folget.

Alles geht, wie es kann, und wiewohl es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wackere Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung und die arme Menschheit mit ihr drehe sich, wie ein blinder Gaul in einer Roßmühle, ewig in einem und eben demselben Kreise herum, so fällt es doch, däucht mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daß es vorwärts geht: und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daß Alles gegangen sei, wie es der Monarch und alleinige oberste Director der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte.

Warum denn von äußerlichen Bestimmungen erwarten, was ich im Leben sein soll? Die Natur selbst hat mir meine ganze Bestimmung schon gegeben, da sie mich zu einem Menschen machte; wenn ich dies bin, Alles bin, was die Idee des Menschen in sich faßt, was könnt' ich edleres und größeres zu sein verlangen? Je tiefer die Verderbniß ist, zu welcher ich meine Zeitgenossen herabgesunken sehe, je geringer die Menschheit in ihrer eigenen Schätzung, und je verächtlicher sie in den Augen ihrer Unterdrücker ist, desto nöthiger ist es, daß Menschen aufstehen, welche die Würde ihrer Natur zu behaupten wissen, und in ihrem Leben darstellen, was für ein erhabenes, unabhängiges und vielvermögendes Wesen ein Mensch blos dadurch sein kann, daß er alle seine Anlagen entwickeln, und alle seine Kräfte gebrauchen gelernt hat.

3.

Das menschliche Herz.

Es ist ein schwaches Ding um unser Herz! Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unsrer besten Triebe, unsrer besten Handlungen.

Stellen wir uns einen Menschen vor, der aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet, und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel, oder eine Maus, oder in Ermanglung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichen Regungen werden könnte? — daß diese Spinne nach und nach in seinen Augen so schön werden könnte, als die reizendste toskanische Amaryllis in den Augen ihres platonischen Schäfers; daß er sie auf

seinem Teller essen lassen, daß er ganze Tage mit ihr spielen, daß er sich durch die anhaltendste Aufmerksamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinsten Bewegungen interessiren, bei der mindesten Gefahr für ihr Leben zittern, und wenn er unglücklich genug wäre, sie zu verlieren, sie mit heißen Thränen beweinen und über ihren Verlust untröstbarer sein würde, als er in andern Umständen über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre.

Des Menschen Herz hat seine eigne Logik, und — mit Erlaubniß des ehrwürdigen P. Malebranche, eine sehr gute — Dank sei dir dafür, liebe Mutter Natur; sie thut uns unaussprechliche Dienste: Was wir wünschen ist wahr, so lang es nur immer möglich ist, das Gegentheil unsern eignen Sinnen abdisputiren zu können.

Man muß wenigstens gestehen, daß unser Herz besser ist als unser Kopf. In der That, mit aller unserer angebornen Narrheit, Hastigkeit und schafmäßigen Einfalt wären wir doch von Haus aus, wenn man uns unverhudelt ließe, ganz gute Leute, und auch so wie die Sachen jetzt mit uns stehen, ist Tugend bei weitem so selten nicht als Weisheit.

Wenn unser Herz uns nicht wider Willen unsrer Köpfe zu bessern Leuten machte, so wäre die Moral aller Erdenbewohner äußerst eigennützig.

Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen, wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammenhängt! so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfordert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloß stellt, auf unsrer Hut zu sein.

Die gute Mutter Natur, die ihre Kinder nicht leicht im Stiche läßt, hat mütterlich dafür gesorgt, daß wir, um den Glauben an uns selbst (dies so unentbehrliche Triebrad in unserem Wesen) durch keine Vergehungen oder Thorheiten gänzlich zu verlieren, für jede Anklage in unserem eigenen Busen eine Entschuldigung finden, welche unvermerkt die Gestalt einer Rechtfertigung gewinnt, und wenigstens uns selbst beruhigt, wenn sie auch nicht immer vor einem ganz unparteiischen Richter bestehen könnte. —

Wenn wir im Begriffe sind, uns von einem sehr theuren Freunde ohne alle Hoffnung des Wiedersehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloser Gewißheit voraussehen, daß wir eine geliebte Person in kurzem durch den Tod verlieren werden, wie ganz anders ist uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Aussicht schmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch' ein ganz anderes Interesse haben jetzt diese Personen und alles, was sie sagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch so geringe Beweis, den wir ihnen von unsrer Liebe geben, jeder frohe Augen-

blick, den wir ihnen noch machen können! Wie sorgsam suchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisesten Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern.

Die Liebe für eine Frau, die wir als die Hälfte unseres Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in denen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen,— diese Liebe ist fähig, uns der Trägheit zu entreißen, welche den einzelnen Menschen mit jedem erträglichen Zustande zufrieden macht; — sie macht uns auf die kleinsten Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam und setzt alle unsere Fähigkeiten in Bewegung, ihnen abzuhelfen, ihnen zuvorzukommen. Nicht zufrieden, daß diese werthen Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir, daß sie angenehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir bessern unsere Erfindungen aus und gefallen uns in einer Geschäftigkeit, welche diejenigen, die wir lieben, glücklicher macht.

Die Liebe ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen Trieben, so wie sie der süßeste ist. Sie ist die wahre Seele des Menschen, welche alle seine Empfindungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetischen Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben, als zu essen, zu schlafen, und sein Geschlecht zu vermehren, wie jedes andere Thier; er würde der König der Affen sein,

— aber auch dieser Vorzug würde ihn von den stärkern und muthigern Pongos streitig gemacht werden.

Nicht blos die Noth, auch die Liebe ist die Mutter der Künste. Der Mensch, der die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Höhle und eine Gesellin hat, wird darauf bedacht sein, wie er diese Güter auf die bequemste und angenehmste Weise genießen möge. Die Natur selbst fordert ihn gleichsam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

4.

Leidenschaften.

Leidenschaften sind nicht, wie die Stoiker irrig lehren, Krankheiten der Seele, sie sind vielmehr, was die Winde einem Schiffe sind, das keine Seefahrt von einiger Bedeutung ohne sie vollbringen kann. Sie verstärken die demselben gegebene Bewegung, aber der Schiffer muß sie in seine Gewalt zu bringen wissen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von ihnen verschlagen oder an Klippen zertrümmert zu werden. Starke Leidenschaften zu regieren, werden freilich große Kräfte des Geistes erfordert; aber sie spannen auch diese Kräfte.

Launen sind eine Art von guten oder bösen Feen, die durch die bloße Magie des Colorits und Helldunkels aus den Dingen, die vor uns stehen, machen können, was sie wollen.

Es kommt bei den Leidenschaften Alles auf Maß und Ziel, Ziel und Ort an. Sie können gut oder böse sein, je nachdem man sie zu behandeln weiß.

Es ist mit den Leidenschaften, wie — mit Allem in der Welt — Wenig schadet wenig — Zu viel ist immer ungesund; und Wasser, das gut zum Trinken ist, taugt nichts in den Schuhen.

Eine Frau, deren erste Tiebfeder die Herrschsucht ist, ist eines jeden Verbrechens fähig.

Unterdrückung und ihre Töchter, Ueppigkeit, die mit den Unterdrückern, — Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart ist, sind die wahren Ursachen des menschlichen Verderbens. Die Menschen würden besser werden, sobald man ihnen erlaubte, glücklicher zu sein; und sie würden glücklich genug sein, sobald nicht Einige auf Kosten der Uebrigen glücklicher als es Menschen zukommt, sein wollten.

Wie hell und wohlgeordnet auch immer der Kopf eines Mannes sein mag, immer bleibt er, auch bei der größten Wachsamkeit über sich selbst, den Täuschungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Triebfedern der Herzens so gut unterworfen als ein anderer und tägliche Erfahrungen lehren uns, daß der redlichste Wille einen in die tausendfach verschlungenen Verhältnisse und Schwierigkeiten des höheren Lebens verwickelten Menschen nicht immer sicher stellen kann, daß er nicht gegen seine Absicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beste zu thun glaubt.

5.

Charakter.

Der Charakter in einem Menschen ist das, was unter allen Abänderungen und Modificationen, die ihn von Augenblick zu Augenblick sich selbst ungleich machen, das beständigste ist; das, wodurch er sich selbst gleich, und von andern verschieden ist, kurz der ihm von der Natur selbst aufgeprägte Stempel der Individualität, der aber durch alle die äußern und innern Ursachen, die auf ihn wirken, nicht nur schärfer ausgedrückt und verschönert, sondern auch auf alle Weise verunstaltet, verwischt und verfälscht werden kann.

So wie Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beiträgt, ohne ihn darum zu etwas Anderem machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substantielle Form und innere Anlage gegeben hat, — so die Erziehung in Bezug auf den Charakter.

Der Schluß, den man oft von der Erhabenheit der Begriffe und Empfindungen einer Person oder von der Fertigkeit, eine gewisse Sprache oder Begeisterung zu reden, welche allen Dingen andere Namen gibt, ohne daß die Dinge selbst darum etwas anderes als unter ihrem gewöhnlichen Namen sind — der Schluß, den man hiervon auf eine außerordentliche Vortrefflichkeit des Charakters einer solchen Person zu machen pflegt, ist eben so falsch, als das Vorurtheil, welches Viele gegen eine gelassene und bescheidene Tugend gefaßt haben, eine Tugend, welche (ohne sich durch feierliches Gepränge, hochfliegende Ideen, anmaßliche Befreiung von den Gebrechen der menschlichen Natur, und unerbittliche Strenge gegen dieselben anzukündigen) nur darum wenig zu versprechen scheint, um im Werk desto mehr zu leisten.

Erkläre dich für Eins und bleibe dabei! denn besser, du denkst und lebst nach dem Grundsatz, nach der Regel, die du ein- für allemal geprüft und deiner eigenen Natur angemessen gefunden hast — als du urtheilst heute so, morgen wieder anders, bewunderst heute, was du gestern verachtet, lässest dich morgen wieder reuen, was du heute gethan, und kannst durch diesen ewigen Streit mit dir selbst zu keiner Ruhe, keinem Genuß des Lebens kommen.

Eine innere Nothwendigkeit zwingt uns immer unvermerkt, uns sebst, unsre eigne Art zu denken und zu leben, zum Maßstab anzunehmen, es sei, daß wir einem Andern etwas sehr Schönes sagen, oder ihm mit guter Art zu verstehen geben wollen, wie wir glauben, daß er sein sollte.

Die sehr kleine Zahl der Edeln und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders glücklich organisirter und vom Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt erzogener Menschen, denen es kaum möglich wäre, anders zu sein, oder aus solchen, die uns selbst gestehen werden, daß ihre Tugend im Grunde nur ein gewaltsamer Zustand ist, worin sie sich nur durch eine nie einschlummernde Aufmerksamkeit auf sich selbst und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern, erhalten können?

Der Heuchler schadet auf die nämliche Weise, wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht in die Augen fallen; er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet, er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran, seinen Absichten zu widerstehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, sie auszuführen, freiwillig in die Hände gibt. Ungestraft mißbraucht er die unschuldigste unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Privatleidenschaften zu machen, indem sie sich den höheren Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseins erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

6.

Tugend. Verdienst.

Die Tugend — dies Wort umfaßt alles, was gut, schön und groß ist! Aber die Tugend gibt keinen Freibrief gegen das Urtheil der gesunden Vernunft; und nicht alles ist Tugend, was ihren Stempel trägt. Die Tugend ist die Göttin der schönen Seelen; nichts ist liebenswürdiger als sie; aber ein Schwärmer, ein Mensch, der nicht Herr von seiner Einbildung ist, kann die Tugend selbst nicht weislich lieben. Cato, mit allen seinen großen Eigenschaften, war gleichwohl nur ein Don Quixote: er kämpfte sein ganzes Leben durch mit fantasirten Ungeheuern, wie dieser mit Riesen und bezauberten Mohren. Es ist wahr, er liebte die Tugend über alles; er blieb ihr getreu — bis sie ihn auf eine gar zu harte Probe setzte; er unternahm das Unmögliche für sie: aber seine Tugend — war eine Dulcinee.

Gewiß ist der sicherste und harmloseste Weg, uns um die Menschheit verdient zu machen, wenn wir es im Stillen thun, ohne weit greifende Anstalten und ein künstlich zusammengesetztes Maschinwerk, dessen Wirkungen wir nicht immer in unserer Gewalt behalten.

Wer aus eigener Bewegung große, weitgreifende Dinge unternimmt, für deren Erfolg er nicht stehen kann, darf sich nicht von aller Schuld freisprechen, wenn die Sache so ausfällt, daß die daher entspringenden Uebel das beabsichtigte Gute bei weitem überwiegen.

Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem großen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtsschreiber beschäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, so wie auf diesen der Wohlstand des Staates?

Glaub' ich am Ende einer feurigeren Bestrebung meines Geistes durch die krummen Irrgänge der Einbildung, eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben: —

Oder unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt mit dem Anschauen eines tugendhaften Charakters — und ich seh' ihn in Handlung gesetzt, in Ver-

suchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; — ich zittre für ihn; — und nun in dem großen Augenblicke der Entscheidung seh' ich ihn seiner würdig handeln, und meine schüchterne Hoffnung durch die schönste That überraschen; —

Oder mein bessres Selbst hat in diesem Augenblick einen Sieg über das unedlere erhalten; — ich habe eine eigennützige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte, etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte, eine Beleidigung zu rächen, weil ich es ohne Besorgniß, mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können; —

Oder ich habe dem süßen Zug der Menschlichkeit gefolget, und mit sanft mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Gesicht des Bekümmerten zurückgerufen; —

In allen diesen und in ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblick, diese göttliche Flamme sich mit einer unausdrücklichen geistigen Wollust durch mein ganzes Wesen ergießen und den sittlichen Menschen mit dem animalischen, wie in Eins zusammenschmelzen; — und ich sag' und schwöre, daß keine andere Wollust so süß, so befriedigend und, wenn ihr mir diesen Ausdruck gestatten wollt, so vergötternd ist als diese.

Alles Gute kündigt, gleich dem Lichte, sich selbst an, indem es da ist; und läßt wohlthätige und glänzende Spuren hinter sich, auch wenn es nicht mehr ist.

Nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern empor arbeiten und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher als wir glauben den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schließen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehende Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger sein, gleichviel unter welcher Form und Verfassung. — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit aller, die dieses edlen Namens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge das große Werk, wozu wir berufen sind, die Cultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechtes bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Bei weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genannt werden; sie sind beides, aber weder das Eine, noch das Andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug anrechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antriebe mechanischer Angewöhnungen oder

ungeregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Stromes fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen: die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache, und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich, das Uebel zu vergüten, und den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen.

Die Frage: Ist es einem Volke besser, die Tugend auszuüben, ohne sie und das Gegentheil von ihr zu kennen — oder ist es diesem Volke besser, mit den Reizungen zum Laster bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne? Diese wichtige Frage, meine Herren, scheint mit der Folgenden einerlei zu sein: Ist es besser gesund zu sein, ohne zu wissen, daß man gesund ist, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder sich krank zu machen, damit man den Werth der Gesundheit desto besser schätzen lerne? Gesundheit ist der natürliche Zustand des physischen — Tugend die Gesundheit des moralischen Menschen; und Glückseligkeit die gemeinschaftliche Frucht von beiden.

Lasset dem unwissenden Glücklichen seine glückliche Unwissenheit! Lasset sie ihm so lange, als er sie behalten kann, so lange, bis er in Gefahr ist, durch diese Unwissenheit unglücklich zu werden. Wer wird einem Gesunden eine Arznei für die Krankheit eingeben, die er nicht hat, in der Hoffnung, daß sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte.

Die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr als er schuldig, noch mehr als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu sein, bedurfte sie, menschlicher Weise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jederzeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtsein derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung, und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Socrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Sein und Nichtsein erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebzig Jahren des Guten genug genossen zu haben, und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, kraft dessen er mit dem Tode entweder Socrates zu sein aufhören, oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art, wie er es in dieser war — durch sich selbst und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich sein werde.

7.

Vernunft.

Da wir blos durch unsere Vernunft Menschen sind, unsere Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft ist; so ist durch eine nothwendige Folge der Gebrauch dieser Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmal kennen.

Die Vernunft wirkt anfangs blos als Instinkt in dem Menschen, ohne darum weniger Vernunft zu sein. Es ist eine Blume in der Knospe. Eltern, welche das Zutrauen und die Liebe ihrer Kinder zu gewinnen wissen, werden sie immer sicherer und besser regieren, als diejenigen, die ihr

häusliches Regiment auf bloße Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Gefühl und Imagination sind sehr angenehme Gefährten, aber gefährliche Wegweiser durch das Labyrinth des Lebens. Die Vernunft ist der gute Dämon des Menschen, und die Eudämonie, nach welcher du strebest, ist die Furcht eines nach ihrer Vorschrift geführten Lebens; oder es gibt gar nichts, das diesen Namen verdient, diesseits des Mondes.

Güte des Herzens ohne Weisheit ist eben so wenig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit.

Um durch die Natur glücklich zu sein, muß man die größte ihrer Wohlthaten und das Werkzeug aller übrigen, die Empfindung unverdorben erhalten haben; und zum richtigen Empfinden ist richtiges Denken eine unentbehrliche Bedingniß.

Wahrheit ist so sehr für den gesunden Menschenverstand, und dieser so ganz für jene gemacht, daß sie für ihn gar keines Aufschreitens und Herausputzens bedarf; je nackter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Uebel ist nur, daß das reine Gold der Wahrheiten durch die Länge der Zeit, durch die Veränderung der Umstände und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrechlichkeit, nach und nach so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daß es endlich aufhörte, Gold zu sein, und von dem, was es ursprünglich war, nur

noch den Namen behielt. Und dieser Name ist es denn, wodurch der große Haufe betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist, die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln, und unter der Gewähr des Namens sich verfälschte Waaren für echt aufhängen zu lassen.

Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben; auch wenn sie unsern Neigungen und Wünschen entgegensteht. Irrthum kann uns angenehm sein, aber nie befriedigen.

Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wohl einiges Verdienst dabei sein, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiß; aber mir däucht, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daß man sich an der neuen Einkleidung ergötzt, wenn sie gefällig ist, ohne daß die alte Wahrheit selbst dadurch in größere Achtung kommt.

8.

Lebensweisheit.

Wer sich irgend einen besondern Zweck im Leben zu erreichen vorgesetzt hat, dem darf es nicht genug sein, wär' er auch der weiseste und beste aller Menschen, immer blos seinem Charakter und Herzen gemäß zu handeln. Sein besonderer Zweck legt ihm, in Rücksicht auf die Menschen, mit denen er es zu thun hat, eine Rolle auf, die in ihrer eigenen Weise gespielt sein will, und die auch mit den größten Naturgaben und Anlagen, ohne Kunst nicht gut gespielt werden kann. Er hat Schwierigkeiten zu überwinden, oder ihnen auszuweichen. Gelegenheiten zu erhaschen, Umstände zu benutzen. Die Meinungen, Leidenschaften und Zwecke anderer Menschen, die seinen Weg beständig durchkreuzen, erlauben ihm beinahe nie, in der geradesten Richtung fortzuschreiten, sondern nöthigen ihn, gern oder ungern, zu Umwegen, die aber eben darum, weil sie sicher zum Zwecke führen, der kürzeste Weg sind. In allem diesen nie zu viel noch zu wenig zu thun und (wie ein morgenländischer

Weiser sagte) immer die glatte Geschmeidigkeit der Schlange mit der harmlosen Einfalt der Taube zu verbinden, ist die große Kunst des Lebens, und vielleicht unter allen Künsten diejenige, worin, wer nach Vollkommenheit strebt, sich selbst am wenigsten genug thun kann.

Nur das, was wahrhaftig ist, verdient nach Plato, die Aufmerksamkeit des Weisen: und was auch die Antiplatonen dawider einwenden, der göttliche Plato hat Recht; unter dem Bedinge, daß er uns erlaube, zur Erholung, uns zuweilen auch mit dem, was nur so scheint, zu amüsiren: eine Ergötzlichkeit, die er uns desto weniger versagen kann, da er sie sogar den Bewohnern der überhimmlischen Gegenden zugesteht.

Der Mensch weiß nichts gewisser, als daß er ist, denn dies fühlt er, und eben dies Gefühl sagt ihm alle Augenblicke, was er ist, nämlich ein Wesen, dessen Existenz eine Kette von angenehmen oder unangenehmen Empfindungen ist, die ihm entweder von Außen her kommen, oder die es sich selbst macht. Aus jenen erkennt er zwar, daß eine unendliche Menge von Dingen außer ihm sind; aber was diese Dinge für sich selbst sind, weiß er nicht, und da es ihm im Grunde nichts angeht, so soll er sich auch nichts darum kümmern. Aber was er gewiß weiß, weil er's fühlt, ist: daß ihm diese Dinge theils geradezu Lust oder Unlust machen, theils Gelegenheit geben, daß er sich selbst ihretwegen plagt. Das letztere zu vermeiden, hängt sehr von seinem Willen oder doch von seiner Weisheit ab; denn seine Einbildungen und Lei-

denschaften sind in ihm selbst, und er kann also, wenn er recht will und es recht angreift, sehr wohl Meister über sie werden. Was die Dinge außer ihm betrifft, so mag er, wenn er kann, diejenigen vermeiden, die ihm Unlust machen, und diejenigen suchen, die ihm wohlthun. Kann er jene nicht vermeiden, ohne sich größerer Unlust auszusetzen, so duldet er, wenn er weise ist, das kleinere Uebel um des größeren Guten willen, und eben so unterläßt er lieber ein Vergnügen zu suchen, wenn er weiß oder sehr wahrscheinlich vermuthen kann, daß es mit mehr Unlust verbunden sei, als das Gute daran werth ist. Unvermeidliche Uebel erleichtert er sich durch Geduld; alles Angenehme aber genießt er, wenn es gleich mit einiger geringen Unlust verbunden ist, aber genießt es als etwas Entbehrliches, wie Einer eine Rose pflückt, die an seinem Wege blüht; und da die meisten Dinge uns nicht durch das, was sie sind, sondern durch das, was wir ihnen geben, oder durch unsere Vorstellungsart glücklich oder unglücklich machen, so gewöhnt sich ein weiser Mann die Dinge außer ihm von der angenehmsten oder doch leidlichsten Seite anzusehen. Durch diese Art zu denken erhält er sich frei und unabhängig, während daß die ganze Welt sein ist. Er verschafft sich jedes Gute um den wohlfeilsten Preis, denn er gibt nichts Besseres darum hin; wird es ihm entzogen, so betrachtet er's als etwas, das nie sein war. Kurz, er kann Alles genießen, Alles entbehren, sich in Alles schicken; und die Dinge außer hm werden nie Herr über ihn, sondern er ist und bleibt Herr über sie.

Es ist gut und mehr als gut, denn es ist unumgänglich nöthig, daß wir genau wissen, woran wir sind und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicherheit verblende, noch unzeitige Furcht und panischer Schrecken so verwirrt mache, daß wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Oelkrug statt der Wasserkanne greifen.

Ein weiser Mann geht nicht auf die Jagd des Vergnügens aus — denn wie oft findet man gerade das Gegentheil dessen, was man sucht! — Aber ein unschädliches Vergnügen, das man — wie ein Wanderer im Vorübergehen eine Blume, die an seinem Wege steht — pflücken kann, nicht zu pflücken, würde eine große Sünde — gegen uns selbst sein. —

Es ist ein zweideutiger Vorzug der Leute von Verstand, in allen menschlichen Dingen klarer zu sein, als andere, und demungeachtet im Leben selten klüger zu handeln als die andern denken. Es ist wahr, wenn diese und jene einerlei thun, so ist's darum nicht einerlei: aber wenn der Mann von Verstand und der Sot einerlei Sottise begehen, so ist der Nachtheil augenscheinlich auf des erstern Seite. Denn was hilft's ihm am Ende, daß er eben nur so viel Weisheit hat, um sich bei den Sottisen, die er macht, gerade das Beste, nämlich die Illusion, wegzuräsonniren? — Diesen süßen und tröstlichen Wahn, lauter löbliche, gute und verdienstliche Thaten gethan zu haben — der das Völklein, das im Nebel wandelt — gleich dem Wahnsinnigen, der sein zerlumptes Hemde für einen königlichen Mantel ansieht — mit der wonniglichsten Selbstzufriedenheit erfüllt.

Eine beschäftigte Lebensart, häufige Reisen und die mannigfaltigen Verhältnisse mit allerlei Arten von alltäglichen Leuten, in welche man dadurch gesetzt wird, sind immer das sicherste Mittel, die übermäßige Lebhaftigkeit der Einbildung zu schwächen, und einen Schwärmer unvermerkt zu seiner eigenen Verwunderung, in einen Menschen wie andere umgestalten.

Der Weise hilft sich selbst, der Thörichte hingegen wird den besten Rath entweder nicht hören, oder wenn er ihn befolgt, ihn thöricht befolgen, und sich dann gerade um unsern Rath schlimmer befinden, als zuvor.

Die Einsamkeit, ich meine hier eine solche, welche nicht von unserem Willen abhängt, und die in einer gänzlichen Beraubung aller menschlichen Gesellschaft besteht, — muß für Menschen, die an die Vortheile und Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt sind, ein unerträgliches Uebel sein. Doch nicht für Alle in gleichem Grade. — Der Dichter, der Platonist, der Liebhaber von der schwärmerischen Art, es sei nun, daß er in eine materielle oder unsichtbare Schönheit verliebt ist, kurz die Penserosi aller Gattungen und Arten, entreißen sich oft freiwillig dem Getümmel der Stadt, fliehen aufs Land in einsame Schatten, in wilde Gegenden, wo überhängende Felsen, finstere Wälder, fernher schallende Wasserfälle die süße Schwermuth unterhalten, welche das Element einer begeisterten Einbildung ist. Solche Leute würden sich's wenigstens eine Zeit lang in einer einsamen

Insel gefallen lassen können; wenn sie anfingen, das Leere ihres Zustandes zu fühlen, wie viele Hülfsmittel würde ihnen ihre Imagination darbieten? Sie würden Berge und Haine und Thäler mit eingebildeten Wesen anfüllen, sie würden mit den Nymphen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverständnisse unterhalten, und wenn dieses Mittel nicht gleich immer hinlänglich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, so würde es doch genug sein, um sie zuweilen einzuschläfern und durch angenehme Träume zu täuschen, — und alle Bonzen und Bonzinnen auf beiden Seiten des Ganges wissen, „daß angenehme Träume sehr viel sind, wenn man nichts Substantielleres haben kann."

9.

Maß.

. . . nicht zu wenig, nicht zu viel.
Goethe (v. Wieand).

Jede Muse, jede Venus und Grazie hat ihre bestimmte Form, ihren eignen Ton, Gang und Anstand, ihren Rhythmus und ihre Mensur. In dem feinen, schnellen und richtigen Gefühl von allem diesem, und in der sichern zum Instinkt gewordenen Fertigkeit, es diesem Gefühl gemäß in Ausübung zu bringen, besteht alle Virtuosität. Was Wunder also, daß in allen Künsten und in der schwersten und verwickeltsten von allen, der Kunst des Lebens, am meisten — nichts vollkommenes unter der Sonne ist, und das Schöne, nach welchem alle Virtuosen streben, so selten erreicht, oder wo es erreicht worden, nur von so wenigen gesehen und empfunden wird?

Alle plötzlichen Störungen des Gleichgewichts der Kräfte: alle gewaltsamen Mittel, um in kürzerer Zeit durch

Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zur Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr als nöthig ist, zu thun, — kurz alle tumultuarischen Wirkungen der Leidenschaften, nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes, und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist, zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Das Schöne und Gute fließt in einer einzigen sanften Wellenlinie zwischen unzählichen Abweichungen fort; es ist seiner Natur nach einförmig; — wenn man es einmal besitzt, so geht jede Veränderung ins Schlimmere, euere Philosophen mögen sagen was sie wollen.

Auch den Handlungen, dem Charakter und dem Leben eines weisen und guten Mannes — welches (wie Sokrates zu sagen pflegte) gleich einem vollkommenen Gemälde ein schönes Ganzes sein muß — müssen die Grazien dieses Ansehen von zwangloser Leichtigkeit, diesen Glanz der Vollendung geben, der sie mehr zu Geschenken der Natur als zu Werken der Kunst zu machen scheint. Diese Grazie war es, die der Tugend des Cato von Utica fehlte, und blos die Abwesenheit derselben ist, was so vielen andern vermeinten

Tugenden ein widriges, die Herzen zurückstoßendes Ansehen gibt. Allein unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe und Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie nach dem moralischen Schönheitsmaß der Weisen aufhört, Weisheit und Tugend zu sein.

Die Griechen waren die erste Nation in der Welt, die alle Arten von Leibes- und Geistesübungen in Spiele verwandelte, und indem sie diese Spiele in eine National-Angelegenheit verwandelte, sich einen Nationalcharakter bildete, durch den sie gegen die übrigen Völker das wurde, was ihre Alcibiaden oder Aspasien überall gewesen sein würden, wo sie hingekommen. Sie waren die ersten, die aus dem wesentlichsten Vorzug des Menschen vor den übrigen Thieren, aus der Sprache, eine Kunst, und die mächtigste unter allen zu machen wußten. Gesang, Saitenspiel und Tanz wurden bei ihnen Musenkünste. Ihnen allein hatte sich die Göttin der Schönheit, mit den Charitinnen, ihren unzertrennlichen Gespielen, geoffenbaret; und schön wurden alle ihre Werke, Anmuth war über Alles, was sie sagten und thaten, ausgegossen. Sie allein fanden das Geheimniß, das Erhabene mit dem Schönen, und das Nützliche mit dem Angenehmen zu vermählen. Ihre Gesetzgeber waren Sänger, ihre Helden opferten den Musen, und ihre Weisen den Grazien. Die abgezogensten Begriffe des menschlichen Verstandes empfingen in der Phantasie ihrer Dichter, unter dem Pinsel ihrer Maler, unter den Händen ihrer Bildner, einen schönen Leib, und wurden zu lieblichen herzerhöhenden Bildern. Sogar

die Religion, bei so vielen andern Völkern das Grausamste und Schrecklichste, gewann bei ihnen eine menschenfreundliche Gestalt; die Götter anderer waren hieroglyphische Ungeheuer, die ihrigen Ideale der vollkommensten Menschheit. Ihre Mysterien wurden, wie Cicero sagt, eine Wohlthat für die Welt, und in dem geheimnißvollen Dunkel, wo andere Völker von tausend Gespenstern des Aberglaubens geängstigt wurden, schöpften sie Freude am Leben und Hoffnung im Tode. In allem diesem wirkte der heitere, freie jugendliche Geist der Griechen mit einer Art von froher leichtsinniger Schwärmerei, die von einem schönen Spiel zum andern fortgaukelte.

Laßt einen jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen, als er bedarf, seinen Hunger zu stillen; so werden wir alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, uns Alle wohl befinden und Niemand wird über Unverdaulichkeit klagen, oder seinen Mitgästen durch Rülpsen und — beschwerlich fallen.

Gesetzt, die Natur habe alle ihre Werke mit allen Produkten der Kunst, welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann, zu unserem Gebrauch und Vergnügen bestimmt; so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein großes Gastgebot angestellt und dazu alle Arten von Gästen aus allerlei Ländern, Völkern und Zungen, von allerlei Klassen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit eingeladen hätte. Natürlicherweise würde er recht daran thun, so vielen und

mannigfaltigen Gästen vielerlei Gerichte und alles in großem Ueberflusse vorzusetzen. Nun stelle dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der nicht zufrieden mit dem, was vor ihm stünde, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffte, und ohne zu bedenken, daß nicht alles für ihn allein zubereitet worden, und daß er nur Einen Magen habe, oder daß gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste aufgestellt sind, alles allein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre, daß er das Ueberflüssige wieder von sich geben müßte, — was würdest du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst du, daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde?

10.

Welt. Oeffentliche Meinung.

Der beste aller Menschen vermag, wie es scheint, nur wenig über den großen Haufen, der ihn weder zu schätzen noch zu lieben fähig ist, denn er kann nur die Guten an sich ziehen, und wird aus derselben Ursache von den Bösen zurückgestoßen.

Der weise Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt, als von einem Weisen, der redliche von einem andern, als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und sittlichen Eigenschaften anderer Menschen, zumal solcher, die durch Glücksumstände, Erziehung und andere Verhältnisse zu einer ihm fremden Klasse gehören, richtig sollte urtheilen können, müßte es dazu nicht nur einen Maßstab haben, den es weder hat, noch haben kann; es müßte auch von Vorurtheilen, Leidenschaften, persönlichem Interesse und fremdem Einfluß frei sein.

Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich.

Zwei Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker. Jene, weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche; diese, entweder weil sie kein Verdienst haben, und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch Niemand recht machen können. Diese handeln am klügsten.

Die Bekannten sind gefährlicher als die Unbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit, unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem einen oder andern gelingen sollte, sich unvermerkt unsres Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen sie nicht auf unsrer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in einem mildernden Lichte, oder werden sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wohl ein sehr getreuer Diener und doch weit entfernt sein, den Grad von Zutrauen zu verdienen, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdiget wird.

Es ist mit den sogenannten Kunstrichtern wie mit den Autoren und allen anderen Professionen. Gute und schlechte gehören zur nämlichen Innung. Begegnet es nun, wie es zuweilen geschieht, daß die schlechten beinahe das ganze Handwerk ausmachen, so ist gemeiniglich die Folge

davon, daß die Profession selbst verächtlich wird, und wenn die Verachtung einmal bei dem Publikum überhand genommen hat, so ist es beinahe unmöglich, es mit der unglücklichen Profession wieder auszusöhnen. Rechtschaffene Leute leiden darunter, obgleich Niemand, wer gewohnt ist, dem Verdienst in jeder Klasse sein Recht widerfahren zu lassen, unterlassen wird, sie von dem allgemeinen Bann, der auf der ihrigen liegt, loszuzählen. Es ist unglücklich für die Welt, wenn ein solches Schicksal nützliche Professionen trifft, unter welche unstreitig dieser Zweig der Kritik gehört, welcher sich mit Beurtheilung neuer Bücher, besonders der Producte des Genies, des Witzes, des Unwitzes und des Aberwitzes beschäftigt.

Aber eben deswegen ist es vonnöthen, diejenigen, welche die Profession entehren, nicht ganz ungestraft hingehen zu lassen; und die andern, welche ihr Ehre machen, haben sehr Unrecht, zu thun, als ob sie die gesammte ehrsame Innung in der Person eines solchen Gezüchtigten für beleidigt hielten. Die Aristarchen konnten es ganz wohl leiden, daß Horaz die elenden Kunstrichter seiner Zeit bei allen Gelegenheiten aus seinen Füßen peitscht.

Und Horaz wiewohl ein Hofmann und Vertrauter des Günstling eines August's glaubte seine Satyre nicht dadurch zu besudeln, daß er von einem cimex Pantilius darin spricht; und der cimex Pantilius konnte in keiner Betrachtung verhindern, daß diese Satyren nicht auf die Nachwelt gekommen sein sollten

---

Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling sind von jeher Correlata gewesen, deren eines sich in dem

andern spiegelt, und eines des andern werth ist; und so groß auch aus mancherlei Ursachen die innerliche Zwietracht des Reiches der Dummheit ist, so ist doch immer etwas, das sie bei jeder Gelegenheit gegen den gemeinschaftlichen Feind unter Eine Fahne vereinigt.

Wer in irgend einem Studio vortrefflich werden will, muß demselben in der Einsamkeit lange und mit anhaltendem Fleiße obliegen — davon ist aber eine ganz natürliche Folge, daß ein solcher Mensch, wenn er aus seiner literarischen Einsiedelei wieder in die Welt kommt, unmöglich die Redseligkeit und artigen Manieren eines feinen Mannes, der alle Tage in Gesellschaft und an öffentlichen Orten zubringt, haben kann. Allein dies in Betracht zu ziehen, ist der große Haufe weder verständig, noch billig genug. Man bedenkt nicht, daß der Mann, um es in einer Kunst, welche die Meditation und den angestrengtesten Fleiß erfordert (und die Dichtkunst ist nun gerade eine von diesen Künsten) zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen, sich nothwendig den Gelegenheiten, wo man die glatte gefällige Außenseite eines Weltmannes bekommt, entziehen mußte; sondern man lacht überlaut über die gelehrte Statue, die auf der Straße selbst in tiefsten Gedanken geht, und in guter Gesellschaft nichts zu sagen weiß.

Der Unverstand der Leser ist immer die Sicherheit unverständiger oder übelwollender Tadler, und es nichts Leichteres, als das schiefste Urtheil einer Menge von Leuten einleuchtend zu machen.

Unglücklicherweise gibt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeutende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein großes Laster sein, und doch findet man sich nur gar zu oft genöthigt, bei der Wahl eines Subjektes zu einem wichtigen Posten, große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

Eine gewisse Entfernung von den öffentlichen Geschäften ist gerade der Standpunkt, wo ein Mann, dem es weder an Welt- noch Menschenkenntniß fehlt, über die Geschäfte und die Personen, die darin verwickelt sind, am richtigsten urtheilen kann; und ein solcher Mann schickt sich in dieser Stellung am besten zum Rathgeber und Erinnerer dessen, der in dem Gedränge und der Hitze des activen Lebens nie Augen und Ohren — noch weniger innere Stille und Unbefangenheit genug hat, um keines Erinnerers zu bedürfen.

Menschen, die nicht Muth genug haben, der Stimme des Gottes in ihnen getreu zu sein, dessen Beifall uns allein Ruhe und Gewißheit, daß wir sind was wir sein sollen, geben kann, suchen sich eine Art von Ersatz dadurch zu verschaffen, wenn sie von andern für das gehalten werden, was sie nicht sind, aber gerne sein möchten — und bedienen sich der guten Meinung, die sie von der Welt erzwingen, erschleichen oder erbetteln, als einer Art von Beglaubigungsbrief gegen ihr eigenes Bewußtsein. Sie suchen Ehre, sagt Aristoteles, um auf anderer Leute Wort zu glauben, daß sie selbst etwas werth seien.

Wie du das Glück, das dir zu lachen scheint, ertragen wirst, so wird die Welt dich ertragen; wirst du dich bescheiden darin finden, so wird der Neid schweigen müssen, und du wirst den Beifall deiner Freunde und die Achtung der Welt davon tragen; lässest du dich übermüthig dadurch machen, und verlierst den Kopf dabei, so wirst du Jedermann gegen dich haben, deine besten Freunde werden sich zurückziehen und die übrigen an deinem Fall arbeiten.

In Zeiten der Noth und Gefahr gilt ein Mensch, was er ist, und sogar die Tugend wird ihm zum Verdienste angerechnet, weil man ihrer bedarf; man schätzt sie, nicht weil sie Tugend, sondern in so fern sie zuweilen eine nützliche Sache ist. Der Drang der Umstände spannt alle Triebfedern, setzt alle Räder in Bewegung, eröffnet alle Hilfsquellen der Menschheit. Große Männer kommen zum Vorschein und kämpfen auf entgegengesetzten Parteien um Vaterland, Freiheit und Selbsterhaltung, oder um Ruhm, Oberherrschaft und Beute. Große Tugenden halten großen Lastern noch das Gegengewicht; wer nicht handeln kann, lernt leiden, und wer des Leidens müde ist, wird durch die Verzweiflung selbst zur Thätigkeit angespornt. In solchen Zeitläufen ist es unmöglich, daß die Menschheit ganz unter sich selbst herabsinke. —

„Warum scheinen wollen, was du das Herz nicht hast zu sein.“ Anderer Leute Meinung kann dich zu nichts machen, was du nicht bist. Sei wirklich ein rechtschaffener Mann — oder lass' auch den Schein fahren. Willst du jenes

sein, so sei es ganz; so lebe nach der Regel in deinem Herzen, nicht nach dem Urtheil der Welt; so mache dich frei von allem, was dir den heitern, ruhigen Selbstgenuß, den einzigen, der dem Weisen und Rechtschaffenen ausschließlich eigen ist, rauben oder verkümmern würde. Fühlst du, daß du dazu nicht Kraft genug hast, nun so entsage auch dem Anspruch, ein edler freier Mann zu sein. Sklaven sind auch noch zu vielem zu brauchen, und können in ihrer Art ganz glückliche Leute sein. Aber den Namen, womit man in der Welt so freigebig ist, den Namen eines rechtschaffenen Mannes verdient nur, wer, sobald es auf Wahrheit und Recht, oder auf die Behauptung seines eigenen Charakters ankömmt, nichts was ihm Menschen rauben können, für ein Gut, nichts was sie ihn leiden machen können, für ein Uebel achtet.

Das erste was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Namen schöpft, und ihn dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf eben dieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen weiß machen, er liebe und hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederholt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wohl so sein, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten: und das sonderbarste ist: daß das Abrakadabra zuletzt seine Wirkungen thut und der Mensch wirklich im ganzen Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm Anfangs völlig gleichgültig war.

Die öffentliche Meinung ist ein furchtbares Gericht; ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sei oder scheine, entziehen kann. Ueber lang oder kurz werden nicht nur die Kaligula's, die Neronen, die Domitiane, sondern auch ein Richard II., ein Heinrich III., ein Karl I., ein Ludwig XVI., ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel, Schlachtopfer der Verachtung oder der Vernachlässigung dieses unsichtbaren Vehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt, haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daß diese vielmehr dir zuverlässigste Quelle ihrer Macht und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. —

Alles in der Natur hat seine Zeit, Alles ist veränderlich, und so sind es auch die Meinungen der Menschen. Sie ändern sich immer mit den Umständen, und wenn wir bedächten, was für einen Unterschied nur fünfzig Jahre zwischen dem Enkel und dem Großvater machen, so würde es uns wahrlich nicht befremden, daß die Welt binnen einem oder zweitausend Jahren unvermerkt eine ganz neue Gestalt zu gewinnen scheint. Denn im Grunde ist es doch nur Schein, es bleibt, wiewohl unter andern Masken und Namen, immer die nämliche Komödie.

11.

Bildung.

Man kann nur Anlagen ausbilden. Wem die Anlage zu einem vortrefflichen Menschen gegeben ward, der wird sich auch ohne Hülfe einer fremden Hand entwickeln und unter dem bestimmenden Einfluß der Umstände, durch das Leben selbst am gewissesten das werden, was er werden kann und soll.

Die Natur hat einem jeden Menschen die besondere Anlage zu dem, was er sein soll, gegeben, und der Zusammenhang der Dinge setzt ihn in Umstände, die der Entwicklung derselben mehr oder weniger günstig sind; aber ihre Ausbildung und Vollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben: es ist sein eigenes Interesse und er

kann kein angelegneres Geschäft haben als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die im gewissen Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich. Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt, da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit sein soll: so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinkt. Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeit wußten den Werth der Freiheit gehörig zu schätzen; noch weniger wußten Freiheit mit bürgerlicher Ordnung und die Künste des Kriegs (der gewisser Maßen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch sie — deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach, was es ist, und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Kultur aufs höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen

Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Wehe uns, wenn die Natur nicht besser für uns gesorgt hätte, als der Zufall; wenn der Mensch die Anlage zu dem was er sein muß, um vollständiger Mensch zu sein, nicht mit auf die Welt brächte; wenn es ihm nicht möglich wäre, über alle Hindernisse zu siegen, die seiner Vervollkommnung entgegenstehen. Wie? Es wäre für den einzelnen Menschen ein Zeitpunkt, da er sich selbst zu regieren geschickt wird, und ganze Völker sollten zu einer ewigen Kindheit und Minderjährigkeit verdammt sein? Warum denn sollte Alles, was die Geschlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelittten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes neue immer ebenso behandelt werden, als ob es aus lauter ersten Menschen bestände? — Laß uns die reine Wahrheit sagen, blende oder schmerze sie auch, wenn sie laut gesagt würde, wen sie wolle! Die Wehklage darüber, daß die Zeiten nicht mehr sind, da das Volk sich bei seinen Vorurtheilen so wohl befunden haben soll — wovon ich (im Vorbeigehen gesagt) keineswegs überzeugt bin — aber sei es damit wie es war, das Jammern über ihr Nichtmehrsein kann zu nichts helfen. Sie sind nun einmal vorüber und werden nicht wieder kommen. Andere Zeiten andere Sorgen! damals konnte man sich freilich das wichtigste aller Geschäfte sehr bequem machen; aber es ging dann auch — wie es ging. Es mag wohl Manchem sehr ungelegen sein, daß die Kunst zu regieren die schwerste aller freien Künste geworden ist. Indessen sollte man doch füh-

len, wie billig und der Natur der Sache gemäß es sei, daß die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität eines Künstlers in gehörigem Verhältniß stehen. Hohe Ehre und große Belohnung gebührt nur dem großen Meister, nur ein solcher kann erwarten, daß wir ihm Alles zutrauen und geneigt sind, für ihn, der sein Möglichstes für uns thut, hinwieder alles Mögliche zu thun.

12.

Aufklärung.

Wahre Erleuchtung über Alles, was den Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es gibt auch Irrwische, deren betrügliches Licht in Moräste führt. Selbst das wohlthätige Sonnenlicht darf nicht anders als mit großer Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrom blendet sogar ein geübtes Gesicht. Aber die eine Hälfte der Welt in den Brand stecken, um der andern eine schöne malerische Beleuchtung zu geben, ist ein Projekt, das nur in so einem Kopfe sollte entstehen können, wie jener war, der Rom an 4 Ecken anzünden ließ, um einem poetischen Gemälde vom brennenden Troja mehr Wahrheit geben zu können.

Wir gleichen jenem horazischen Bäuerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb und warten wollte, bis er abgeflossen wäre; warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind, zu sehen, daß es über lang oder kurz geschehen muß? Warum, da es doch ausgemacht ist, daß es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fortschritten der Vernunft vorsätzlich alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg? Warum lassen wir's uns so angelegen sein, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? Wenn einem Volk in jedem Jahrzehnd nur Ein schädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilsame Wahrheit beigebracht würde; wenn während jeder Generation nur zwei grobe Mißbräuche abgestellt und zwei gemeinnützige Anstalten getroffen würden, wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt sein! Freilich kommt man mit einem Schritte nicht weit, und unsre selbstsüchtige Ungeduld möchte gern auf einmal am Ziele sein; die natürlichen Mittel, wiewohl die einzigen, wodurch der große Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langsam, und weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte lesen können, pflanzen wir lieber gar nicht.

Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung blos durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseins abhängt, nie deutlich gemacht; hat die Gründe, worauf sein Glaube an

seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehre beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch könnte er es nicht, wenn er gleich wollte, es fehlt ihm zu einem solchen Geschäft an Muse; die Werkzeuge des Denkens sind bei ihm nicht scharf genug dazu geschliffen, und er ist nicht geübt genug, sie bei Gegenständen dieser Art zu brauchen. Sein Glaube ist in der That also ein blinder Glaube. Immer gut wenn er ihn hat; denn er ist ihm, in Ermangelung eines bessern, zu seiner Ruhe und zu Erfüllung seiner Pflichten unentbehrlich. Er kann ihn nicht verlieren, ohne an seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer bessern Zukunft sehr gekränkt zu werden. Aber das Alles ist nur darum so, weil er unaufgeklärt ist. Besser wäre es doch immer, wenn er es nicht wäre, und wie kann er zu diesem Besseren gelangen als durch Aufklärung, d. i. wenn sein auf Vorurtheil gegründeter blinder Glaube einer aus freier Untersuchung und deutlicher Erkenntniß entstandenen Ueberzeugung Platz macht?

Was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen, wie sie sind?

Das sicherste Mittel, die Wirkungen der furchtbaren und in gewissem Sinne unermeßlichen Energie des menschlichen Geistes unschädlich zu machen, ist, wenn man ihr freien Spielraum läßt. Der Mann, der sich damit abgibt, einer idealischen Republik Gesetze vorzuschreiben, vergißt darüber,

sich um die wirkliche zu bekümmern; und wer Trägödien für den Schauplatz macht, spielt gewiß keine für den Geschichtschreiber. Die Künste der Musen und überhaupt alle Künste, die für das Vergnügen und die Verschönerung des Lebens arbeiten, beschäftigen und erschöpfen große Kräfte, die in Ermangelung eines so angenehmen und unschuldigen Wirkungskreises gar leicht, durch gering scheinende Umstände gereizt, einen andern Ausbruch nehmen und der Gesellschaft eben so gefährlich werden könnten, als sie ihr jetzt wohlthätig sind. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß ein Volk desto leichter zu regieren ist, je liberaler es regiert wird, und daß es sich ganz gern aller Ansprüche an politische Freiheit begibt, wenn man seine persönliche Freiheit unangetastet läßt. Man kann sich darauf verlassen, daß die Menschen bei einem solchen Ersatz, sich zu manchen Aufopferungen bequem werden. Ueberhaupt ist nichts ungegründeter als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freiheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammenhält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je heller die Menschen das für und wider einer jeden Sache sehen, desto ungeneigter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wie in jenem vulkanischen Netze, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt loszureißen versuchen.

Wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise bewirkt werden. Aber eben deswegen wird eine allgemeine oder wenigstens über den größern Theil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie Statt finden. Die Mittel dazu sind zu beschränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Zahl, hangen zu sehr vom Zufall und (was noch schlimmer ist) von der Willkür der Machthaber ab, deren größerem Theil alles daran gelegen zu sein scheint, daß es nicht hell um sie her werde. Bedenke, daß gegen einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegen arbeiten, und zehn tausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen, daß man unter zehn Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackeln so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sei, uns zu leuchten, als uns die Häuser über den Kopf anzuzünden; nichts von den kleinen Laternenträgern zu sagen, die uns ein so trübes und täuschendes Licht vortragen, daß wir mit bloßem Tappen im Dunkeln sicherer an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen ließen.

Die Wissenschaften, die Literatur und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Erfindungen, die seit Erfindung der alphabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht in diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt,

aufmuntert, schützt und in der Freiheit, die ihr Element ist, ungehindert weben und leben läßt!

Der gemeine Verstand, der alle Wesen instinktmäßig lehrt, was ihnen gut oder böse sei, ist zwar für sich selbst träge und läßt sich nur gar zu leicht zufrieden stellen, auch wohl unter gewissen Umständen auf ganze Jahrhunderte einschläfern. Ist er aber einmal aufgeschreckt und verschüchtert, so wird sein Mißtrauen eben so groß als seine vorige Sicherheit; er verliert allen Respekt, glaubt seinen besten Freunden nichts mehr, wittert überall Betrug und Gefährde, durchleuchtet daher mit seinem Lämpchen jeden finstern Winkel, fürchtet sich aber eben so sehr vor gar zu blendendem Licht, als vor heiligem Dunkel, weil ihm dünkt, daß man in dem einen sowohl, als in dem andern Gefahr laufe, um seinen — Geldbeutel zu kommen.

Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von physischen Wundern, wovon Niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahnter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen, seitdem haben auch unsere

Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen, Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlich-großen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt jeder Mensch bescheidener von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer, zu entscheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unserer Vorfahren verdrängt; jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenze des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

Die Freiheit zu philosophiren, welche, so lange wir nicht mit dem Rousseau'schen Menschen in die Wälder oder, welches noch ein wenig schlimmer wäre, so lange wir nicht in die Barbarei der Gothen und Wenden unserer Vorfahren zurückzukehren gedenken, eine der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfahrt ist, muß sich auf Alle erstrecken, welche von philosophischen Gegenständen ihre Meinung mit Bescheidenheit sagen, so seltsam und widersinnig auch immer ihre Meinung scheinen mag. Wie oft hat sich dasjenige in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit be-

funden, was anfangs eine Welt voll Stimmen wider sich hatte? — Und auch der Irrthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, gibt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzuforschen, wodurch er geheilt werden kann und wird dadurch wohlthätig für das menschliche Geschlecht.

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle möglichen Gestalten an und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann.

Es wäre den Menschen wohl zu gönnen, wenn sie endlich einmal weiser würden; es wäre, beim Himmel, nicht zu früh. Aber daran ist vor der Hand nicht zu denken. Zwar schmeicheln sie sich immer, die letzte Sottise, zu deren Erkenntniß sie kommen, werde auch die letzte sein, die sie machen; Hoffnung besserer Zeiten ist ihre ewige Chimäre, von welcher sie immer betrogen werden, um sich immer wieder von ihr betrügen zu lassen; weil sie nie zu der Einsicht kommen, daß nicht die Zeit, sondern ihre angeborne unheilbare Thorheit die Ursache ist, warum es nie besser mit ihnen wird. Denn es ist nun einmal ihr Loos, nichts Gutes rein genießen zu können, und eine Albernheit, deren sie endlich wie Kinder einer abgenutzten Puppe überdrüßig geworden sind, immer nur gegen eine neue zu vertauschen, bei der sie meistens noch übler fahren als bei der vorigen.

Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens, wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Ideen gern realisirt haben möchte, so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern ausgeführt sieht. Alle Köpfe meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht, wie dies denn gemeiniglich der Fall ist, so schmähet er auf die Trägheit der Menschen, und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber diese nämliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Projects und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dies, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabei gewinnen. Denn selten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neunen, die fehlgeschlagen sind.

Wer die Wahrheit leidenschaftlich liebt, und für den es ein Bedürfniß ist, sich in ihrem Besitz zu glauben, für einen solchen Menschen ist meines Erachtens nur ein Mittel, sich zu retten. Er muß sich von allen Banden der bürgerlichen Gesellschaft sowohl, als von allen besondern Verbindungen gänzlich loswickeln, und um allenthalben immer und im höchst möglichen Grade unabhängig zu sein, sich schlechterdings auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Körpers

einschränken, und gegen allen äußerlichen Reiz von Vergnügen und Schmerz, so wie gegen die Urtheile der Menschen, ihren Beifall oder Tadel, ihre Verehrung oder Verachtung gleichgültig zu werden suchen. Auf diesem Wege wird er unfehlbar mit Allem, was lebt und ist, in das reinste Verhältniß kommen, und frei von Wahn und Leidenschaft, in ungestörtem Selbstgenuß und unumschränktem Wohlwollen sich selbst in Allem, und Alles in sich selbst fühlen, der göttlichen Natur so gleichförmig werden, als die menschliche dessen fähig ist.

Die Philosophen, welche der menschlichen Seele einen immer regen Trieb und angebornen unersättlichen Hunger nach Ideen zuschreiben, haben die Natur vielleicht nicht genug in ihr selbst, oder doch nicht ohne vorgefaßte Meinung studirt. Wenn es so wäre, wie sie sagen, warum fänden wir so wenig Begierde, ihre Kenntniß zu vermehren oder aufzuklären, bei den unzähligen Völkern, welche noch unter dem Namen der Wilden und Barbaren den größten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieser heftige Wissenstrieb, selbst unter gesitteten Nationen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders als durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände erregt und unterhalten wird? Mir däucht, diejenigen, die sich dieses angeblichen Grundtriebes wegen auf Wahrnehmungen an Kindern berufen, vermengen eine Activität, deren Grund lediglich in der Organisation des Körpers liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele sein soll, und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken mit dem Verlangen nach Ideen, welches zwei sehr verschie-

dene Dinge zu sein scheinen. Besondere seltene Instanzen, die hievon eine Ausnahme machen oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählige einstimmige Wahrnehmungen gründet. Die Menschen genossen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, ehe es einem von ihnen einfiel, Planzen zu zergliedern und zu untersuchen, was die Vegetation sei; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen mußten vorhergehen, bis es auch dem speculativsten Kopfe unter ihnen einfallen konnte? Selbst nachdem unter scharfsinnigeren Völkern die Philosophie auf dergleichen Gegenstände ausgedehnt wurde, wie lange behalf man sich nicht mit willkürlichen Begriffen und kindischen Hypothesen? — weil es bequemer war, chimärische in seinem Cabinette nach selbsterfundenem Gesetze zu bauen, als mühsame und langwierige Betrachtungen anzustellen, um zu erfahren, nach welchen Gesetzen die wirkliche Welt gebaut sei. — Das System der Menschheit hat die seinigen, wie jedes andere Particular-System in der Natur. Eines davon scheint zu sein, daß nichts als Bedürfniß oder Leidenschaft den Menschen zwingen kann, aus diesem müßigen Zustande herauszugehen, worin er ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst, seine Sinne den äußern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen, von einer Fantasie zur andern ohne Ordnung und Absicht herumzuirren, oder beides — dem Schäferglück „An Chloens Brust vom Nichtsthun auszuruhen," überlassen kann; es wäre denn, das durch einen Concurs besonderer Umstände (wobei jedoch das Bedürfniß oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit unser Geist auf eine

regel- und zweckmäßige Art zu beschäftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Zufall der sich außer der bürgerlichen Gesellschaft nicht wohl denken läßt.

Religion, Philosophie und ihre liebenswürdigen Künste der Musen! Ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edlen Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Völkern des Erdbodens, — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All' der Schöpfung — Eine brüderliche Nation von Menschen zu machen, welche durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügigen Absichten und verächtlichen Privatleidenschaften wider einander empört, sondern von dem seligen Gefühl der Menschlichkeit durchwärmt und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirsamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweit, und unter euch selbst uneins, werdet ihr nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen. Getheilt

werdet ihr wider eure Absicht Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid sein, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Chimäre sei.

Ist es eine Chimäre? — Nun so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

13.

Aberglaube.

Auch Aberglaube ist Glaube, und wenn wir nicht jenem, sondern blos einem von der Vernunft selbst gebilligten Glauben, wohlthätige Einflüsse auf das menschliche Gemüth zuschreiben wollen, wie sogar unbedeutend ist das Gute, das dieser gethan haben mag, gegen die unermeßliche Summe der Uebel, welche jener über das menschliche Geschlecht gebracht hat! Sehen wir nicht bei allen Völkern und zu allen Zeiten Vernunft und Sittlichkeit durch Aberglauben verfinstert und gefesselt? Und hat er uns etwa darum weniger Böses zugefügt, weil ihm ein dunkles Gefühl zum Grunde liegt, welches durch Vernunft erleuchtet, gereinigt und geleitet, ein mächtiger Antrieb zur Tugend und ein fester Grund der Ruhe und Hoffnung für die Menschen werden kann? Ist es nicht jenes vielgestaltige Ungeheuer, welches von uralten Zeiten her, das Joch der religiösen und politischen Sklaverei über den Nacken der Menschheit geworfen, ihre edelsten Kräfte ge-

lähmt, ihrem freien Fortschritt zur Ausbildung und Vollendung unübersteigliche Hindernisse entgegengethürmt hat?

Der Schwache und Lahme bedarf einer Stütze oder Krücke, und welcher Mensch ist in keinem Zeitpunkte seines ganzen Lebens schwach? in diesem Falle ist es gut, eine Krücke zu haben, an der man gehen kann; gleichwohl ist es unleugbar besser, ohne Krücke gehen zu können.

Der Volksglaube stützt sich nicht nur auf den unserer Natur eigenen Hang zum Uebersinnlichen und Uebernatürlichen, und ist nicht nur zu allen Zeiten von Priestern und Dichtern auf's Fleißigste genährt und gepflegt worden, sondern wird sogar noch in diesem Augenblicke von guten und schlechten Buchmachern als unfehlbares Mittel, viele Leser zu bekommen und starke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgestutzt. Ein so wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Cultur und Aufklärung so ganz verdrängt werden, daß er nicht sogar in der Fantasie und dem instinktmäßigen Hange derjenigen selbst, die ihn für das, was er ist, erkennen, einen geheimen Fürsprecher finden sollte.

Wenn der Hang zum Glauben auch keinen andern Nachtheil hätte, ist es nicht genug, daß er unvermerkt die Nerven des Geistes abspannt? Daß seine narkotische Kraft die Vernunft einschläfert? Daß wir, wenn wir seinem Einfluß Raum geben, uns beruhigen, wo wir forschen, leiden, wo

wir thätig sein, hoffen, wo wir fürchten, uns ergeben, wo wir widerstehen sollten.

Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder sein; davon hat man unläugbare Beispiele ohne Zahl: aber daß ein Mensch mit Hilfe eines Pülverchens oder einer Tinctur Quecksilber in Silber und Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares Beispiel; und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage sein, ob einer, der sich für einen Adepten ausgibt, ein Betrüger sei oder nicht.

Darauf können wir uns verlassen, daß, so oft man uns etwas schlechterdings Unglaubliches, d. i. etwas, wodurch die Natur in offenbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt wird, als eine historische Thatsache aufschwatzen oder aufdringen will, irgend eine Täuschung darin vorwalte, welcher man unfehlbar auf die Spur kommen wird, wenn man Unbefangenheit und Geduld genug hat, ihr so lange nachzuschleichen, bis sie endlich in ihrer wahren Gestalt zu erscheinen genöthigt ist.

Der Mensch, über welchen die Vernunft so viel Macht hat, als ihr zukommt, wozu sollte er die Täuschungen der Einbildungskraft und eines Glaubens, der seinem innern Gefühle Gewalt anthut, vonnöthen haben? Wozu ein erbettelter und ungewisser fremder Beistand, wo unsere eigene

Kraft völlig hinreicht, sobald wir uns ihrer gehörig bewußt sind, und uns nicht durch unzeitiges Verzagen an uns selbst aus unserem Vortheil setzen. Oder nenne mir einen Fall, wo es nicht in unserer Macht stände, jedem Eindruck der Sinne, jedem Reiz und Drang der Begier blos dadurch hinlänglich Widerstand zu thun, daß wir widerstehen wollen? Laß uns nicht an unserer Kraft verzweifeln, ehe wir versucht haben, wie weit sie gehen kann, und zu welchem Grade wir sie durch unablässige Uebung, oder da, wo es Noth ist, durch ungewöhnliche Anstrengung erhöhen können! Gewiß ist es unsere eigene Schuld, daß wir nicht ganz andere Menschen sind, und ich bin völlig überzeugt, daß die Neigung zum Glauben, die der weichlichen Trägheit unserer sinnlichen Natur so wohl zu statten kommt, keine der geringsten Ursachen ist, warum der Mensch bisher so weit hinter dem zurückgeblieben ist, was er sein könnte und müßte, wenn es ihm etwas ein für allemal Ausgemachtes wäre, daß er alle seine Hülfsquellen in sich selbst zu suchen habe.

Bei allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umständen unseres Lebens erwarten wir immer, daß alles natürlich zugehen werde? Trotz der Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beschwörungen vom Himmel zogen, rechneten die alten Thessalier so sicher, als wir, daß in der achten Nacht nach dem ersten Viertel der Vollmond am Himmel zu sehen sein werde; und seit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palast oder Tempel, oder nur einen Gänsestall bauen wollte, sich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloßen Schlag mit

seinem Stabe oder mit einem einzigen Worte alle sieben Wunder der Welt aus Nichts hervorgehen lassen kann; sondern man stellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. s. w. an, wiewohl sie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht so viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im Persischen Märchen in wenigen Minuten. Eben so ist es auch mit den Erzählungen von Spuckereien und Erscheinungen verstorbener Menschen. Es gibt keine Stadt, kein Dorf, kein ehemaliges Mönchs- oder Nonnenkloster, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin sich nicht solche Wunderdinge zugetragen haben sollten, und schwerlich lebt von den höchsten Klassen bis zu den niedrigsten eine Person in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geschichten dieser Art zu erzählen hätte. Wahr ist es, diejenigen, die in selbsteigener Person dergleichen Erscheinungen gehabt zu haben versichern, machen bei weitem die kleinste Zahl aus, hingegen betheuern alle Uebrigen, ihr Märchen von vollkommen glaubwürdigen Augen- oder Ohrenzeugen empfangen zu haben, und wäre dies, so müßte die Zahl derer, welchen solche Dinge begegnet waren, unendlich groß sein. Wenn nun alle diese Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder um mich unzweideutiger auszudrücken, wenn die Erscheinungen, denen sie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuschung der Einbildungskraft zur Ursache hätten, müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, daß sie mitten unter uns wohnen und ihr Wesen treiben, daß sie noch immer in Verbindung mit uns stehen und Antheil an uns nehmen, müßte nicht dieser Glaube schon längst allgemein festgesetzt sein, und einen

sehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Vorstellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßte es uns nicht immer sein, als ob unsere Verstorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tausend Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber schwerlich thun würden, wenn wir sie unter ihren Augen zu thun glaubten?

In jeder Vorstellung, die für die Seele Empfindung ist, ist subjektive Wahrheit. Endymion hat in seinem Traume die angenehmsten Gesichte. Es sind Einbildungen, aber diese Einbildungen haben für ihn die Stärke wirklicher Empfindungen; er genießt, weil er zu genießen glaubt. Das Dasein dieser angenehmen Gegenstände außer seinem Gehirne — würde die Wonne dieses Genusses nicht vergrößern. Was geht es ihm an, ob sie für Andere, ob sie für sich selbst wirklich sind? Sie sind wirklich für ihn; dies ist ihm genug. Er ist in diesem Falle so glücklich als in jenem. — Wohl bemerkt, daß hier der Zustand, worin er sich vor diesem langen Traume, wovon die Rede ist, befunden, und der Zustand, in welchen er durchs Erwachen versetzt werden mag, hier in keine Betrachtung kommt.

Unsere Seele kann auch wachend träumen. Der speculative Weise — ein Demokrit, zum Beispiel, der (wie Horaz sagt) sein Vieh auf seinen Aeckern weiden läßt, indessen sein Geist in idealischen Welten herumwandert — oder ein Begeisterter aus einer andern Klasse, der, wenn wir andern Erdensöhne uns auf gewöhnlicheren Steckenpferden er-

lustigen, auf einem Cherub in die unsichtbaren Welten hineintrottet, — Leute von dieser Art gelangen oft dazu, von dem, was sie wachend träumen, von ihren Hypothesen, Vermuthungen, Wünschen sich so stark zu überreden, als ob es empfundene oder erwiesene Wahrheiten wären. Ohne es zu bemerken, oder bemerken zu wollen, däucht ihnen die Fertigkeit, womit sie sich ihre Einbildungen anschauend denken, für die Gewißheit derselben gut zu sagen.

Doch wozu haben wir nöthig, unsere Beispiele aus der Klasse der ungewöhnlichen Menschen herzuholen? Ist nicht das Leben der Meisten eine Kette von angenehmen oder unangenehmen sinnlichen Eindrücken und Vorstellungen? Gesetzt, es wäre aus Allem, was die Sinne vergnügen und berauschen kann, zusammen gewebt, und dauerte so lange als Nestor's Leben; wenn es vorüber ist, was ist es anders, als ein verschwundener Traum?

14.

Gesellschaft. Staat.

Die bürgerliche Gesellschaft verlangt von dem rohen Naturmenschen, der sich in ihren Schutz begeben will, nichts als was vermöge der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Gesellschaft ist. Du willst, spricht sie zu ihm, deiner Person, deiner Familie, dem Eigenthum, das du bereits besitzest oder durch den Gebrauch deiner Kräfte zu erwerben gedenkst, eine Sicherheit verschaffen, die dir dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verspreche sie dir. Ich gewähre dir Schutz gegen jede Beleidigung: aber du begreifst, daß ich auch vor dir, vor den Aufwallungen deiner Leidenschaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von dir zu besorgen haben könnte, sicher sein will. Du entsagst also deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur so weit es zu diesem Zweck unumgänglich nöthig ist; du hörst auf, dein eigner, unumschränkter Herr, Gesetzgeber und Richter zu sein, und unterwirfst dich allen Gesetzen, die ich zu Bewirkung der all=

gemeinen Sicherheit gegeben habe, weil sie allein dir für deine Sicherheit Gewähr leisten. Du wünschest aber auch, an den Vortheilen und Genüssen Antheil zu haben, die uns Polizirung und Cultur verschaffen. Dies ist unmöglich, wofern du dich nicht in eine, dir ungewohnte Ordnung einschränken lässest, und dich allen den Gesetzen unterwirfst, ohne welche die mannigfaltigen Verhältnisse, in die du zur Erreichung jener Absicht verflochten werden wirst, alle Augenblicke zu Collisionen Anlaß geben würden, die deine eigene Sicherheit in Gefahr setzen und die öffentliche Ruhe stören würden. Laß dich die neuen Wörter: „Gesetz, Pflicht, Einschränkung, unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen," an die dein Ohr sich nun gewöhnen muß, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unnachläßliche Bedingungen deiner Sicherheit, des freien aber der Gesellschaft unschädlichen Gebrauchs deiner Kräfte, und des Wohlstandes, der die Frucht desselben sein wird. Du unterwirfst dich blos den Gesetzen der Vernunft; du gehorchst blos denen, die zur Handhabung dieser Gesetze bestimmt sind; du erfüllst keine Pflicht, die dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich ist, mußt nichts als was du sollst, und sollst nichts, als was die Gesellschaft, deren Mitglied du bist, rechtmäßig an dich zu fordern hat. Noch bist du dein eigener Herr; es hängt von dir ab, ob du dich mit mir auf diese Bedingungen einlassen willst oder nicht; ist aber der Vertrag einmal geschlossen, so steht er fest und ich bin berechtigt, dich zur Erfüllung aller Bedingungen, die du eingegangen bist, zu zwingen, wiewohl du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannst.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselweise Wirkung in einander ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde, sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben, — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden sind — (denn, welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur das Principium der Trägheit selbst, dessen Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle von Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Collisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser größeren und kleineren Systeme von Menschen, würden die edelsten Fähigkeiten unsrer Natur ewig im Embryon eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen niemals zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindungen immer animalisch bleiben. Mit stupiden Augen würde er den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sei, die innern Bewegungen dieses unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden sein, seinen geistigen Gedanken einen Leib zu geben und die leisesten Regungen seines Herzens Andern verständlich zu machen. Tausend bewunderungswürdige Künste würden in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witz nicht entdeckt worden

und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben sein. Die Musen würden seinen Geist nicht verschönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich, sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen die bewährtesten Mittel gegen diese liegen, daß vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren.

Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig und befördert hingegen die Vollkommenheit der Gattung.

Der polizirte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behende, nicht so herzhaft, nicht so frei, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. — Dies ist von dem größeren Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der polizirte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendlichmal besser zu bedienen, ist unendlichmal geschickter, seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendlichmal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz

unbekannt sind, ist unendlichmal mehr Herr über die Natur u. s. w. — Alles dies ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese miniren einen Staat so lange, bis er endlich zusammenstürzt. Aber wenn sich ein solches Phänomen in einem Theil des Erdbodens und in einem Zeitpunkte ereignet, wo zugleich die Philosophie und der ganze Inbegriff nützlicher Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerem Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder hervorheben, und, durch seine Erfahrungsweise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Ein Phänomen, von welchem, aller Wahrscheinlichkeit nach, Manche, die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften.

Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammengesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstractionen, falschen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern auf's Allgemeine, und zwanzig anderen Wegen, die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Das Volk ist ein vielköpfiges, vielsinniges, vielzüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile; hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen sein, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft, wo es unbeweglich stehen, unentschlossen, wo es schnell besonnen und muthvoll sein sollte. Seine Berathschlagungen sind gewöhnlich tumultuarisch, und je größer die Anzahl derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung, oder in der Meinung Anderer für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Factionen wird es sich spalten, desto schwerer wird es sein, so viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen und desto weniger ist zu erwarten, daß sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen, immer, sondern nur meistens, auf die tauglichsten und würdigsten Subjecte vereinigen werden.

Zwar hört es sich einem Redner sehr angenehm zu, der — von der göttlichen Schönheit der Tugend, und von der heroischen Größe des Mannes, der kein Opfer für sein Vaterland zu kostbar findet, blos für andere lebt und immer für Andere zu sterben bereit ist — mit Gefühl und Begeisterung spricht: aber kein verständiger Gesetzgeber wird die Verfassung eines Staats auf sein Vertrauen in die Weisheit und Tugend seiner Bürger gründen.

Der Enthusiasmus, den die neu erworbene Freiheit einem lange unterdrückten, aber von Natur lebhaften und feurigen Volke einhaucht, wirkt, wie die erste Liebe: der Liebhaber glaubt in gewissen Augenblicken mehr als ein

Mensch zu sein, weil ihm die Geliebte eine Gottheit ist. Er wird das Unmögliche unternehmen, wenn der Besitz oder die Erhaltung der geliebten Person auf dem Spiele steht; aber er müßte wirklich ein Gott sein, wenn ihm eine so hohe Spannung natürlich genug werden könnte, um lange zu dauern.

Freiheit ohne eine weislich ausgedachte und künstlich organisirte bürgerliche Verfassung wächst gar bald in Barbarei und Wildheit aus, und ist in ihren Folgen oft noch verderblicher als die Sklaverei der despotischen Regierungsart. Beide hemmen den Fortschritt der Kultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menschengeschlechtes und zwingen ganze Völker mit den glücklichsten Anlagen Jahrtausende auf eben demselben Punkte stehen zu bleiben. Der einzige Unterschied zum Vortheil der Wildheit ist: daß sie die edleren Naturkräfte des Menschen ungeschwächt schlummern läßt, da diese hingegen von der Sklaverei abgestumpft und gänzlich niedergeschlagen werden. Ein Haufe roher Wilden kann unter günstigen Umständen sich nach und nach zu einem Volke ausbilden, das mit großen körperlichen und moralischen Kräften zu dem, was die Vollkommenheit der menschlichen Natur ausmacht, emporstrebt; aus einem Volke hingegen, das seit vielen Generationen gewohnt ist, am Joche zu ziehen, und alle Lasten, die auf seinem Rücken aufgehäuft werden, mit stummer Geduld zu tragen, wird nichts Besseres; es müßte nur durch außerordentliche Begebenheiten, so zu sagen, erst vernichtet und dann wieder neugeschaffen werden, wovon mir kein Beispiel bekannt ist. Alle Revolutionen, die sich gewöhn-

lich mit solchen Völkern zutragen, endigen sich damit, daß sie der Raub eines andern Herrn werden.

Ein fröhliches Volk, ein Volk, das für Witz und lachenden Scherz empfindlich ist, läßt sich viel leichter regieren, als ein schwermüthiges, und ist unendlichmal weniger zu Unruhen, Widersetzlichkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religionsschwärmerei und politische Schwärmerei, diese Ungeheuer, welche die schrecklichsten Katastrophen unter einer Nation zu verursachen fähig sind, finden bei einem solchen Volke keinen Zugang offen, oder verlieren bei ihm alle ihre Macht zu schaden. Steigt in irgend einem trüben Kopfe eine menschenfeindliche Grille auf, so scherzt und spottet man sie weg — und sie wird vergessen. Eben diese Grille würde unter einem milzsüchtigen Volke bei einem mäßigen Zusammenflusse befördernder Umstände die Gemüther in allgemeine Gährung gesetzt, Unruhen und Spaltungen erweckt, die Verfassung des Staats in Gefahr gesetzt, und wenigstens ein halb Dutzend der besten Köpfe gekostet haben.

Die Völker werden nicht eher wieder zu jener Zufriedenheit mit ihrem Zustande, ohne welche keine dauerhafte innerliche Ruhe möglich ist, und die Monarchien nicht eher wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen, bis das alte Verhältniß zwischen den Fürsten und Völkern wieder hergestellt ist; bis der Fürst sein Volk wieder mit dem Herzen eines Vaters, das Volk seinen Fürsten wieder mit dem unbesorgten und grenzenlosen Vertrauen eines Kindes ansieht; jener seinen höchsten Stolz durch das Glück seiner

Unterthanen befriedigt findet: diese hingegen in gänzlicher Ueberzeugung, daß er nichts anderes als ihr Bestes wollen könne, keinen Begriff davon haben, wie man seine Regierung tadeln oder seinen Befehlen den unbedingtesten Gehorsam verweigern könnte. Aus einem solchen Verhältniß wird und muß Ordnung, Ruhe und Wohlstand eben so unfehlbar in den großen Familien, die man Staaten nennt, entspringen, als das Glück einzelner Haushaltungen eine Frucht der Harmonie und des reinen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kinder ist.

Das ganze Weltall ist, meiner Meinung nach, eine Monarchie, und mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, gewiß die beste, die man je sehen wird. Dies vorausgesetzt, möchten die Bedingungen, unter welchen auch auf diesem kleinen oder großen Sonnenstäubchen, das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist, die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden sein. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von neuem thun, was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laß die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren und die Richter sprechen das Recht.“

Keine monarchische Regierung, wie heillos sie auch sein mag, ist es so sehr, daß sie nicht noch immer der Anarchie vorzuziehen sein sollte, in welche ein Volk unvermeidlich ge-

stürzt wird, wenn man ihm auf einmal eine Freiheit gibt, die es weder zu ertragen noch zu gebrauchen weiß. Mögen sich doch unter der Regierung eines Einzigen große Mißbräuche in den Staat eingeschlichen haben! Mißbräuche können immer durch rechten Gebrauch geheilt werden. Und sollte auch eine Nation durch einen ungewöhnlichen Zusammenfluß dringender Umstände in den Fall kommen, daß sie sich selbst helfen müßte; so mögen unverständige oder grausame Gesetze abgeschafft, unbillige Vorrechte aufgehoben, übermäßige Auflagen vermindert, eine verschwenderische Staatshaushaltung eingeschränkt werden; aber die Monarchie selbst, die kein Mißbrauch ist, muß unangetastet bleiben, und nur ein wahnsinniger Arzt wird einem Kranken das Haupt abschlagen, damit es ihm nicht mehr wehe thun könne. Gesetzt aber auch, eine Nation wollte sich alles Unheil, das aus einer gänzlichen Umkehrung ihrer alten Verfassung nothwendig erfolgen muß, in Hoffnung besserer Zeiten gefallen lassen: wie kann sie hoffen, daß sie sich jemals unter einem demokratischen Regimente besser befinden werde? Entweder ihre Gesetzgeber müßten die menschliche Natur selbst umzuschaffen wissen; oder der Staat wird sich unter dem Schein einer populären Verfassung unvermerkt in eine Oligarchie verwandeln, die dem Volke noch schädlicher und unerträglicher sein wird, als der Despotismus eines Einzigen, mit allen seinen Unbequemlichkeiten.

Die Regierung der Aeltern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen unterstützt, erleichtert, befestigt; aber diese Gefühle können nicht das Fundament der-

selben sein, oder sie würde auf einem sehr schwachen und schwankenden Grunde ruhen. Wir müssen die menschliche Natur nicht schlimmer, aber auch nicht besser voraussetzen, als sie ist. Jene sanften und schönen Bande des Herzens sind zu zart, um nicht alle Augenblicke von der thierischen Sinnlichkeit eines Geschöpfes zerissen zu werden, das immer nur im Gegenwärtigen lebt und von jeder Begierde unwiderstehlich hingerissen wird. Zugestanden, daß diese Bande mit zunehmender Vernunft der Kinder immer mehr Stärke erhalten, so ist doch unläugbar, daß sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht stark genug sind. Kurz die Regierung der Aeltern gründet sich nicht auf einen zwischen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch stillschweigenden Vertrag, sondern auf die Nothwendigkeit, regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieser Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Aeltern erweckt und unterhalten wird. Und gerade dies ist auch der Fall bei Völkerschaften, die ihrer rohen Unwissenheit und Unbändigkeit wegen durch Nothwendigkeit und Zwang gewöhnt werden müssen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müssen regiert werden, weil sie sich selbst nicht regieren können, und müssen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen so beliebt, sondern, weil sie, gern oder ungern, gehorchen müssen.

Der erste große Fürst, der Verstand und Kenntniß der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu sein, daß gesunder Verstand allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, unentbehrlich ist, um — Menschen zu sein, und der dieser Grund-

maxime in Allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch sie allein, ohne die geringste Erschütterung, still und unverwerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigsten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine große, in ihren Folgen unendlich nützliche Verbesserung in seinem Staate bewirken und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung sicherer, fester und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen ist, als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Von der Wahrheit dieser Maxime ist bereits Jedermann theoretisch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges großes, stark in die Augen leuchtendes Beispiel, so wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Bey von Tripolis über Barbaren und Sklaven herrschen wollen.

Das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand zu tragen ist ein göttliches, aber für einen Menschen, wie edel und gut er sei, ein schweres Geschäft. Wohl ihm, wenn er dieses fühlt! Wohl ihm, wenn er den feinen vulkanischen Netzen, die immer um ihn her gewebt werden, zu entgehen weiß! Und dreimal wohl ihm, wenn er am Ende seiner Laufbahn sagen kann: Ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernstlich wollte, und wenn ich Böses gethan habe, so geschah es nur, weil ich es für gut ansah!

Ein Monarch, der alles bewilligt, was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Gesichter um sich sehen will, und wie Titus, den Tag für verloren hält, woran er nicht

wenigstens Einen Glücklichen gemacht hat, wird von seinen Höflingen die Freude und Wonne des Menschengeschlechtes genannt werden. Alle, die bereits von ihm erhalten haben, was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestätigen. Versenmacher und Prosemacher werden seine Bonhomie zu göttlicher Güte erheben. Und gleichwohl braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der größte Vortheil des gütigen Titus war, daß er nur zwei Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben, andere Grundsätze anzunehmen, oder das römische Reich würde das Opfer seiner Bonhomie geworden sein.

Vorurtheile, ausschließende Neigungen, gewinnsüchtige Absichten, alle in ihren eigenen Wirbel hineinziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Triebwerke unserer Handlungen, so lange wir uns blos als Glieder irgend einer besonderen Gesellschaft ansehen und unsere Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar was man in diesen besonderen Gesellschaften Tugend nennt, ist vor dem Richterstuhle der Natur oft nur ein schimmerndes Laster, und derjenige, dem Athen oder Sparta Statuen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megara als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Abscheu der Nachwelt übergeben.

Der Weltbürger allein ist einer reinen unparteiischen, durch keine unächten Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung schlägt

sein warmes Herz desto stärker bei jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Empfindlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löscht, und den Baum in dessen Schatten er liegt, und der Erste der sich zu ihm hinsetzt, käm' er von den Garamanten her, — ist sein Landsmann, — und wenn sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich wegen der Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daß er sich in die Leidenschaften und Absichten keiner besondern Gesellschaft hineinflechten läßt.

Die Kosmopoliten betrachten alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftigt ist.

Sie sind gleichweit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben, oder sein Dasein für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was eben so unmöglich ist) erforschen zu wollen, was er war, ehe er in

seinen dermaligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er sein wird, wenn er aufhört zu sein, was er ist, — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubs im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt), daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht blos als organisirter und belebter Stoff, ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern als denkendes und wollendes Wesen, selbst eine wirkende Kraft ist, und auf diese zweifache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen verflochten eine viel größere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist. —

Unter welcher Staatsverfassung ein Kosmopolitit leben mag, — es sei nun, daß er hierin blos von der Nothwendigkeit oder durch seine eigene Wahl bestimmt worden sei, so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist, aber sie sind es auch, was den Wirkungen dieses Wohlwollens Schranken setzt.

15.

Glück.

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staates? — als daß sie ihr Volk glücklich mache. Und wenn sie selbst glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Frieden verschaffen zu können, wenn sie den Fleiß und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaft ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volkes Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Ueberflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt, wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist, — kurz, wenn sie nichts unterläßt, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann und thun soll. — Und wenn sie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, alles Dieses in dem höchsten Grade der Vollkommenheit, der sich denken läßt,

auszuführen, — das ist, wenn es ihr möglich wäre, alles Uebel von ihren Kindern zu entfernen, und ihnen den Genuß alles Guten zu verschaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemessen haben; — was hätte diese Obrigkeit anders gethan, als etliche hundert tausend oder Millionen Menschen in einen Zustand gesetzt, worin sie des Lebens froh werden könnten?

Ein Mensch, der sich einbildet, es werde ihm besser werden, wenn er den Ort verändere, wiewohl er die Ursache, warum ihm nicht wohl ist, mit sich nimmt, fühlt an dem ersten fremden Orte, der ihm gefällt, sogleich eine Neigung in sich, ewig dort zu bleiben; allein kaum hat er sich da ein wenig umgesehen, so spürt er wieder, daß ihm etwas fehlt, was er dort nicht findet. Er geht also weiter, trifft von ungefähr anderswo an, was ihm dort fehlte und glaubt nun den rechten Ort gefunden zu haben; aber nicht lange, so regt sich seine Unruhe wieder, ihm fehlt nun was Anderes, das er anderswo suchen muß; und so macht er einen Versuch nach dem andern und wird seines Irrthums immer nur gewahr, um einen neuen zu begehen. —

Der Nepanthe, mit dem wir ein süßes Vergessen alles gegenwärtigen Kummers, alles vergangenen Leidens, aller Sorgen der Zukunft einschlürfen, — ist die Freude.

Wie unglücklich würden neun und neunzig von hundert Theilen des menschlichen Geschlechts sein, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus

diesem ihren Zauberbecher unter die Beschwerden ihres Lebens fallen ließe!

Es ist eine vortreffliche Sache keine Bedürfnisse zu haben, oder wenn man nun einmal nicht umhin kann, einige zu haben, doch wenigstens nicht mehr zu haben, als man schlechterdings haben muß, um sich so wenig damit zu thun zu machen, als es nur immer möglich ist. Anfangs, in so fern ihr nicht dazu geboren seid, kostet's einige Mühe; — aber wie viel Mühe macht sich der Thor, der sich in den Kopf gesetzt hat, reich zu sterben? Wie viel Mühe gibt sich der Thor Phädias, sein Mädchen erst zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten; wie viel kostet's einem andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? oder einem andern sich in die Gunst eines Satrapen einzuschmeicheln? — die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die sie anwenden, sich tausend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen, denen sie ohnehin nicht entgehen können, zu erkaufen, könnten sie sich auf ihr ganzes Leben in den Besitz einer Glückseligkeit setzen, die, so nahe als es möglich ist, an die göttliche reicht. —

Ein weiser Mann ist nichts weniger als ein Hasser der Freude. — Schickt die finstern, hohläugigen, milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder Hippokrates zu! — Sie haben keine Widerlegung, Nießwurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen.

Warum sollten wir die Freude hassen? Was haben uns die Götter besseres gegeben? Und warum haben sie uns überall dieses vorüberrauschende Dasein gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war, daß wir uns dessen mit einander erfreuen sollen, so hätten sie uns — aufrichtig zu reden — ein sehr gleichgiltiges Geschenk gemacht.

Weisheit! — Tugend! — ehrwürdige Namen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Meisten haben! — Was seid ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude, — und du, die beste Art ihrer zu genießen? —

16.

Genie.

Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen. (Sprichw. Sal. Kap. 30. V. 18. 19.) Aristoteles und zwanzig Andere konnten wohl über die Werke Homers philosophiren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein Recept geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Phidias nicht auch so sein?

Ein Pfuscher ohne alles Talent könnte ein höchst elendes Werk von 50 Gesängen, der Erfindung und ganzen Ausführung nach, aus seinem eigenen schalen Kopf gezogen und keinen Menschen nachgeahmt haben, und würde dadurch doch weiter nichts, als ein origineller Pfuscher sein. Hingegen könnte ein großer Dichter nicht nur das Sujet, sondern wenn er's für gut fände, den ganzen Plan seines Werkes von einem andern nehmen, und durch die Art der

Ausführung ein neues und vortreffliches aus einem schlechten erschaffen. Das, was den wahren Meister macht, ist nicht die Erfindung eines unerhörten Sujets, unerhörter Sachen, Charaktere, Situationen u. s. w., sondern der lebendige Odem und Geist, den er seinem Werk einzublasen vermag, und die Schönheit und Anmuth, die er darüber auszugießen weiß. Es ist mit den Dichtern hierin wie mit den Malern und andern Künstlern. Alle vortrefflichen Maler haben Marienbilder und heilige Familien gemalt, der Inhalt ist der nämliche, die Charakter sind die nämlichen, die Farben auf dem Palet sind's auch; gleichwohl hat jeder eben denselben Gegenstand auf eine ihm eigene Art behandelt, und so viele vortreffliche Madonnen schon da sind, so wird sich doch gewiß kein künftiger großer Maler dadurch abschrecken lassen, auch die *seinige* hinzuzuthun.

Die Nachahmer wissen selten, wie viel Kunst und welch' ein hartnäckiger Fleiß oft unter dem Anschein der äußersten Leichtigkeit versteckt ist. Aber sollte man nichts Neues wagen dürfen, damit diesen Leuten die Veranlassung benommen würde, Ausschweifungen zu begehen?

Wehe dem Manne, der so weise wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähnlich zu sein! Wie sollten sie ihn erträglich finden? Wie sollten sie ihm seine Vorzüge vergeben können? Er muß sich die Freiheit, ihrer ungestört zu genießen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichsam den allgemei-

nen Genius der Thorheit dieser sublunarischen Welt versöhnt und den übrigen Thoren das Recht gibt, sich über ihn lustig zu machen.

Die große Schwierigkeit bei Erfindung einer Sprache, wie bei allen Künsten, war nicht, sie zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen, sondern den ersten Grund zu legen. Eben so war der große Punkt bei Erfindung der Malerei, einen Menschen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreifen und die Conturen eines menschlichen Schattens an eine Wand hinzureißen. Aber die Natur sorgte gemeiniglich selbst für diese ersten Einfälle, welche den Künsten den Ursprung gaben. Der erste Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des schönen Geschlechts versichert, eine Liebhaberin.

17.

Kunst.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sei im Grunde nichts Anderes als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen ausbilde und zur Vollkommenheit bringe. — Wenn die Kunst das ist, und so fern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja auch dann, wenn sie blos der geschwächten oder verderbten Natur zu Hilfe kommt, ist sie wie die Arzneikunst zuweilen wohlthätig, obwohl eben so ungewiß, und oft eben so unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend sein will, muß die Kraft freilich flicken und stützen, kleistern und quacksalbern, so gut sie kann. Oder richtiger zu reden: auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind gesorgt; hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit der äußern oder inwendigen Menschen, so daß der Kunst nichts übrig

bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den Leidenden. Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat sie noch Kräfte genug, sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamiren. Lebenskraft kann sie nicht geben, wo keine ist.

„Verliert oder gewinnt die Natur dadurch, wenn sie des Beistandes und der Auszierung der Kunst entbehrt?" — Eine verwickelte Frage, ein wahrer gordischer Knoten; den wir nach dem Beispiele gewisser ehrlicher Leute, welche gerne bald fertig sind, geradezu zerschneiden könnten, wenn wir nicht für besser hielten, vorher zu versuchen, ob er nicht mit Hilfe einer leichten Hand und mit ein wenig Phlegma aufzulösen sei.

Es gibt eine Kunst, welche die Werke der Natur verschönert; und eine andere, welche sie unter dem Vorwand der Verbesserung oder Ausschmückung veranstaltet.

Wenn nur die erste diesen Namen verdient, so wird sie ihn doch so lange mit ihrer Bastardschwester theilen müssen, bis man für diese einen eigenen Namen erfunden haben wird.

Einige bestimmen das Verhältniß der Kunst gegen die Natur nach dem Verhältniß eines Kammermädchens gegen ihre Dame; Andere nach demjenigen, welches zu Paris der Schneider, der Friseur, der Brodeur und der Parfümeur — vier wichtige Aemter — gegen das Ding haben, welches

gewisse Leute einen liebenswürdigen Mann oder einen charmanten Mann nennen! ein Ding, welches (wie das mit Drahtnerven versehene Modell gewisser nicht allzufertiger Zeichner), je nachdem man einige besondere Modificationen damit vornimmt, unter den Händen der vorbesagten vier plastischen Naturen, und nach ihrem Belieben ein Marquis oder ein Abbé, oder ein Parlamentsrath, ein Held, ein Witzling oder ein Adonis wird; im Grund aber in allen diesen verschiedenen Einkleidungen und Posituren — immer das nämliche Ding bleibt, nämlich ein Geck.

Nach dem Begriff der Ersten, ist die Natur der homerischen Venus gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambrosia gesalbt und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält.

Nach dem Begriff der Andern, ist die Kunst die Zaubermacht, die aus einem ungestalteten, kahlen, tiefäugigen, zahnlosen Unholde diesen Paragon einer vollkommenen Schönheit macht, welchen Ariost in sechs unverbesserlichen Stanzen — nicht so gut gemalt hat, als es Rubens mit Farben hätte thun können (und wer hat jemals daran gezweifelt?) aber doch so gut beschrieben hat, als — man beschreiben kann.

Die Ersten scheinen der Kunst zu wenig einzuräumen, die Andern zu viel, Beide aber sich zu irren, wenn sie von Natur und Kunst als wesentlich verschiedenen und heterogenen Dingen reden, da doch bei näherer Untersuchung der Sache sich zu ergeben scheint, daß dasjenige, was wir Kunst nennen, im Grunde nichts anderes ist, als die Natur selbst, welche den Menschen — entweder durch die

Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen veranlaßt und antreibt, entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen oder sie durch Versetzung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwicklung derselben aber dem Witz und Fleiß des Menschen überlassen ist. Fragen wir:

„Wer gibt uns die Fähigkeit zur Kunst?"

„Wer befördert die Entwickelung dieser Fähigkeit?"

„Wer gibt uns den Stoff zur Kunst?"

„Wer die Modelle?"

„Wer die Regeln? —"

So können wir kühnlich alle Philosophen, Misosophen und Morosophen, welche jemals über Natur und Kunst räsonnirt haben, auffordern, uns jemand Andern zu nennen als die Natur — welche durch den Menschen als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Namen zur Vollkommenheit bringt.

Es wäre freilich ein lächerliches Beginnen, wenn ein Erdenkloß sich hinsetzen und aus Thon oder Stein mit unserm Herr Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch ein Schattenbild, und das sind doch wohl alle unsere Sinnenbilder? nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daß der menschliche Geist — Deus in nobis! — fähig sei, sich etwas schöneres, reineres, vollkommneres

zu denken als diese, durch die Peccata mundi von mehr als hundert Generationen zerdrückten, angesteckten, verpfuschten und verhunzten Menschengesichter und Menschenleichname, wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herumkriechen — ist weder eine ungereimte, noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (so viel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

Woher mag es wohl gekommen sein, daß griechische Künstler die schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weswegen ihnen dieser Namen zukommt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bei Wirkungen von so sehr zusammengesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, alles immer auf Ein vermeintes Princip reduciren und aus Einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freilich die kürzeste Art, sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Dasein zu geben und zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur that's nicht allein — die Gelegenheit sie zu studiren that's nicht allein — der Genius des Künstlers, — die Liebe womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe — der stolze Gedanke etwas der Anbetung Würdiges hervorzubringen — that's nicht allein: aber alle diese Ursachen zusammengenommen thaten's. — So werden Menschen, so werden auch Statuen!

Die größten Schönheiten können in den Augen eines wahren Künstlers keinen Fehler zudecken*) — ohne Fehler sein ist also die wahre Vollkommenheit. (Virtus est vitio caruisse.) Kein Künstler, kein Dichter wird jemals etwas sehr Gutes (es müßte dann nur durch Inspiration sein), hervorbringen, ehe ihm dieses Geheimniß aufgeschlossen worden ist. Sollte dies nicht auch bei uns die Ursache sein, warum wir, anstatt immer weiter zu kommen, schon wieder im Retrogradiren sind?

Ohne den Beistand der Charitinnen ist die Schönheit, was Pygmalions idealisches Bild war, ehe es zu athmen und zu empfinden anfing. Alles was sie für sich allein thun kann, ist, den Wunsch, sie beseelt zu sehen, einzuflößen! Wenn man dies Liebe nennen will, so mag es immer Liebe sein, aber was ist dies gegen jene unbeschreibliche Süßigkeit, womit die Grazie sich in die Herzen hineinschmeichelt, gegen jene geistigen unauflöslichen Fesseln, mit denen sie die Seelen an sich zieht, jene unbegreifliche Magie, deren Quelle und seltsame Wirkungen der reizend schwärmende Petrarca aus seiner Erfahrung so unübertrefflich besungen hat.

Grazien, welche Töchter der Kunst sind, hören auf, Grazien zu sein. Und gleichwohl ist es möglich, auch

---

*) Man erinnere sich, was von Roscius gemeldet worden, der mit keinem seiner Schüler zufrieden war, nicht als ob sie es nicht oft sehr gut gemacht hätten, sondern weil er nicht den kleinsten Fehler verzeihen konnte.

hierin die Kunst bis auf eine Art von Täuschung zu treiben, und es gibt Fälle, wo nur der unverdorbenste Geschmack und die feinste Empfindsamkeit die naive Grazie, die allein diesen Namen verdient, von derjenigen, welche eine Frucht der Kunst der Nachahmung und einer durch die Uebung natürlich gewordenen Bestrebung ist, zu unterscheiden wissen.

18.

Musik.

Was ist die ganze unermeßliche Natur anders, als die ewige Harmonie der unendlich mannigfaltigen aber unauflöslich in einander geschlungenen und, ungeachtet so vieler wirklichen und anscheinenden Dissonanzen, auf's reinste zusammenklingenden Verhältnisse der Bewegungen und Wirkungen aller Wesen? Und ist es nicht Musik, die durch's Ohr unserm innern Sinn eine viel schärfere, und selbst die Wirkung, die das Licht, die Farben und das Helldunkle auf unser Auge macht, an Deutlichkeit und Energie übertreffende Anschauung von dieser, aus unendlich vielfachen Tönen, Stimmen und Accorden durch den Geist der Ordnung und Liebe zusammengesetzte Symphonie des Weltalls gibt?

19.

Spiele.

Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unserer Kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Klasse der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseins, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Feste noch Tänze dar. Nehmet vom Leben weg, was erzwungener Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unseren Herzen, und die Könige — leider — mit unseren Köpfen.

Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude ohne Spiele gewesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprichwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was schuldloser Scherz und Nepanthe der Sorgen des Lebens sein sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden. Wie oft haben ganze Völker ihre Freiheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eigentlichen Verstande verspielt? Blos in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt; aber eben dies ist's, was sie in der Charakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts, was den Menschen angeht, nichts, was ihn bezeichnet, nichts, was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Philosophen unerheblich. Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut, als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Charakter einer Nation aufrichtiger ab, als in ihren herrschenden Ergötzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine Veränderung in diesen (wie in jener), die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit philosophischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

20.

Dichtkunst. Literatur.

Die Imagination eines jeden Menschenkindes und die Imagination der Dichter und Künstler insonderheit, ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das A b c Buch, das man Psychologie nennt, gerade so viel erklären kann, als die Monadologie von den Ursachen der Vegetation und Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen, Veranlassungen, Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgenen wirken, — über diesem Allen hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat.

So wie es Gemälde gibt, die man in einer gewissen Entfernung oder bei schwachem Lichte sehen muß, wenn sie einen guten Effect machen sollen — und wieder andere, deren Detail mit dem sorgfältigsten Fleiß so reinlich ausgearbeitet und jeder Pinselstrich so sanft in den andern ver-

schmelzt ist, daß man das Stück desto schöner findet, je näher und genauer man es betrachtet, so gibt es Gedichte, z. B. Theaterstücke, die bei der ersten Vorstellung oder Lesung — vielleicht durch das Interessante der Handlung, durch eine gute Verwicklung, einen raschen Gang, neue Situationen, stark gezeichnete Charaktere und Leidenschaften u. dgl. sehr gefallen, aber wenn man sie in der Nähe und bei vollem Lichte, d. i. genauer mit kälterem Blute, im Detail mit Aufmerksamkeit auf alle Requsiten eines vortrefflichen Gedichtes untersucht: so entdeckt man nach und nach eine Menge Fehler, die man das erste oder zweitemal entweder gar nicht, oder nicht deutlich wahrnahm, und so verliert das Werk, je schärfer es untersucht wird. Ein anderes hingegen hat beim ersten Anblick das Frappante nicht, wodurch jenes überraschte und hinriß; aber es zieht das Auge sanft an, und je genauer man es bis auf die kleinsten Theile des Details betrachtet, je schöner, untadeliger und vollendeter findet man's, und eine ganz natürliche Folge davon ist: daß, wenn jenes einmal oder das erstemal gefällt, aber bei jedem Widersehen etwas verliert, man hingegen an diesem sich nicht satt lesen kann, und immer neue Schönheiten entdeckt, die unter der Menge beim ersten, zweiten, drittenmale u. s. w. dem Auge noch entwischt waren.

Ein Dichter ist vielleicht — wenigstens in manchen Fällen glücklicher, einen andern Dichter zu errathen, als Kunstrichter, die so voll Methode, Theorie und Metaphysik der Kunst sind, daß alle Concreta des Dichters durch eine Operation, die ihnen mechanisch geworden ist, sich in ihrem Kopfe

in Abstracta verwandeln, aus jedem individuellen Zug eine allgemeine Regel wird.

Wie kann ein junger Mensch, der weder was ihn umgibt, noch sich selbst kennt, und dem nur aus Unverstand Alles in der Welt so klar und leicht vorkommt, wie kann er jemals gewiß sein, daß er seinen Kräften nicht zu viel zutraue, und in der Wahl des Gegenstandes, den er bearbeiten will, sich nicht vergriffen habe?

Junge Leute thun sich gemeiniglich viel auf schöne Beschreibungen, Landschaftsgemälde u. dgl. zu gut; sie malen immer, wo nur die kleinste Gelegenheit dazu aufstößt. Ob das Gemälde sich an diesem Orte schickt, ob es nicht zweckwidrig ist, den Leser dabei aufzuhalten, ob es nicht einem andern Gegenstand, der gerade hier stehen mußte, im Lichte steht u. s. w., das bekümmert sie nicht. — Und so kommt dann zuletzt ein Werk heraus, wo wie in einem Fiebertraum nichts zusammengehört; ein schöner Mädchenkopf steht auf einem Pferdehals — die schöne Cypresse ist die Hauptfigur auf dem Gemälde, wo der arme Schiffbrüchige unser Mitleid erregen soll — und der Meister, der eine große Vase zu drehen anfing, bringt am Ende einen Küchentopf hervor.

Ein Uebel, welchem junge Dichter, wenn ihnen der warnende Genius fehlt*), der immer das wahre Talent leitet,

---

*) Der berühmte Genius des Sokrates sagte immer nur, was er nicht thun sollte.

selten entgehen, ist das: daß sie, um einen Fehler zu vermeiden, in den entgegengesetzten zu fallen pflegen. Um nicht hart zu sein, werden sie weichlich, um nicht zu kriechen, fahren sie in Wolken herum, wann sie in einem edlen gleichen Schritt auf ebnem Boden fortgehen sollten; sie rasen, um erhaben zu sein, und sagen Unsinn, weil sie was Neues sagen möchten. Dieser hat wahrgenommen, daß gewisse Vorstellungen, gewisse Züge eine große Wirkung thun, und nun glaubt er, um eine immer größere Wirkung zu thun, brauche er nichts als die Dosis zu dupliren, tripliren u. s. w.; ein Anderer hat gemerkt, daß ein paar kleine Umstände einem Gemälde Wahrheit und Leben geben, und glaubt nun, nie zu viel Detail in seinen Schilderungen anbringen zu können u. s. w. Die große Quelle aller dieser Fehler ist der Mangel an einer richtigen Vorstellungsart und an einer Urtheilskraft, die beim Dichter (wie bei jedem andern Virtuosen) so schnell und sicher als der schärfste Sinn wirken muß. Man kann einem Menschen wohl sagen, daß es ihm an diesem Sinn fehle; aber wer kann ihm einen Sinn geben, den ihm die Natur versagt hat?

Die Geschichte mag immerhin dazu gebraucht werden können, das Alterthum gewisser Geschlechter zu beweisen, oder die Modernität Anderer zu verstecken, den Gewaltthätigkeiten der Großen durch wirkliche oder vorgebliche Ansprüche eine Farbe von Recht anzustreichen, die zweideutigen Titul gewisser Besitzer zu entkräften oder zu bestätigen, und überhaupt den Gelehrten einen unerschöpflichen Stoff zu Untersuchungen, Erläuterungen und Verbesserungen zu

geben — alles das (den letzten Punkt in seiner gehörigen Einschränkung ausgenommen) sind an sich betrachtet Kleinigkeiten, woran dem menschlichen Geschlechte wenig gelegen ist; — der große allgemeine unendlich wichtige Nutzen der Geschichte ist, was Terenz seinen Demea, wiewohl in einem eingeschränktern Sinn sagen läßt:

Inspicere tamquam in speculum, in vitas omnium
— Atque ex aliis sumere exemplum sibi.

Sie muß also als eine Sammlung von Begebenheiten, welche zum allgemeinen Unterrichte des menschlichen Geschlechts zur Warnung vor den Fehlern unserer Vorgänger, zur Erweckung des Abscheues vor ihren Lastern und der Nacheiferung ihrer Tugenden dienen, vornehmlich aber als Charakteristik der Menschen, Zeiten und Sitten, der Meinungen, Leidenschaften, Denkensarten und Absichten der verschiedenen Klassen und Stände, aus denen die menschliche Gesellschaft zusammengesetzt ist, d. i. als die Quelle der zuverlässigsten Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, und ihrer unendlich vervielfältigten Modificationen in Concreto angesehen werden. Und sobald wir sie aus diesem Gesichtspunkt studiren und benutzen wollen, so ist nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden, Anspielungen und Beziehungen von jenen auf diese aufzusuchen und durch diese Vergleichung in den Stand zu setzen, von den menschlichen Dingen ein richtiges Urtheil zu fällen, und mit Verstand und Discretion sagen zu können:

Hoc falsum est, hoc adustum est, hoc lautum est parum;
Illud recte; iterum sic memento!

Aber welch ein erhabenes und ausgebreitetes Genie

wird zu dieser Operation erfordert! welcher Scharfsinn, welch ein feines Gefühl! welche Beurtheilung! welche Behutsamkeit! welche Freiheit von Allem was den Beobachtungsgeist täuschen oder das Urtheil verfälschen kann. — Was Wunder, wenn der Chronikenschreiber und Compilatoren so viele, und der Plutarche, der Montaigne, der Montesquieu so wenig sind!

21.

Physiognomik.

Die Theorie der Kunst, aus dem Aeußerlichen des Menschen auf das Innerliche zu schließen, kann nur für Leute von großer Fertigkeit im Beobachten und Unterscheiden brauchbar sein, für jeden Andern hingegen eine höchst ungewisse und trügliche Sache.

Diejenigen, welche die allgemeine Sprache, diesen beinahe unmittelbaren Ausdruck der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Gesichtszügen und Geberden, entweder in der Natur selbst, oder in den Wundern der Pantomimik studirt haben, wissen, in welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit das Angesicht und überhaupt der ganze Körper des Menschen zu dieser Absicht organisirt ist. Wie viel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, ein air de tête sagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und

Geschmeidigkeit werden dadurch auch die subtilsten Züge der Empfindungen, ihre verlorensten Nuancen, ihre leisesten Uebergänge und geheimsten Verwandtschaften sichtbar! Durch sie und durch sie allein, können sich wie unmittelbar Seelen besprechen, einander berühren, durchdringen, begeistern und mit stürmischer Gewalt dahinreißen. Durch sie bringt der Redner oft in einem Augenblick Wirkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredtsamkeit mit den ausgesuchtesten Worten nicht zuwege gebracht hätte, und mit ihrem Beistande hat der theatralische Dichter (wie Diderot durch Gründe und Beispiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Sylben vonnöthen, um bei den Zuschauern die gewaltigsten Erschütterungen hervorzubringen. Kurz diese Sprache der Natur ist die wahre Sprache des Herzens.

22.

Tod.

Ich sehe dem Tode ruhig, oder vielmehr mit dem stillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, dessen Kommen gewiß, aber der Tag unbestimmt ist. Ich betrachte ihn als einen guten Genius, der mich, im schlimmsten Falle zu einer ewigen Ruhe aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung führen wird. Die schöne Ordnung und weise Zweckmäßigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen sein werde. Dies ist Alles, was ich davon weiß und wissen kann, und es ist zu meiner Beruhigung genug. Indessen, warum sollt' es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten ist, nicht erlaubt sein, weiter zu gehen und mit harmlosen Träumen, aus helldunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen? Laß es sein, daß der müde

Seefahrer, den nach einer langen Reise wieder Land zu sehen verlangt, bei heiterm Wetter ein duftiges Luftgebild am fernen Horizont für eine reizende Insel ansieht; sein Irrthum schadet Niemand und gewährt ihm einige frohe Augenblicke.

Das Bewußtsein, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesem Augenblicke Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelassen und getrost, was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen und schlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird.

Es ist eine alte, unzähligemal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mensch, der durch irgend einen Zufall einer Hand eines Armes oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtsein, das verlorene Glied noch immer zu besitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, vermöge der inneren Oekonomie unserer Natur, auch der Fall sein, wenn wir einer Person, mit welcher

wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden. Ein Beispiel, das ich anführen könnte — überzeugt mich, daß tausend Andere — oder vielmehr daß alle nicht ganz gefühllosen Menschen in diesem Falle mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müssen.

Immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustande unsrer Seele vor diesem Leben, von welcher Beschaffenheit er auch gewesen sein mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen sein.

Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um bei einem Erdbeben, von der Erde verschlungen oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochenen Feuersbrunst mit ihrem Säuglinge, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tau-

sende Beispiele dieser Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ersatz für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fordern, — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber wie groß diese Vergütung auch sein möchte, kann sie machen, daß ich nicht gelitten habe, was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe ist in solchen Fällen die beste Entschädigung.

23.

Ahnungen und Lichtblicke des Unendlichen.

Es ist ein wunderbares Etwas in uns, das immer geneigt ist, die Dinge außer uns als bloßen Stoff zu behandeln, und sich unaufhörlich beschäftigt, Welten von seinem eigenen Entwurfe und zu seinem eigenen Zweck darauf hervorzurufen. Aber auch dann, wenn es von der vergeblichen oder verderblichen Arbeit ermüdet, seine Schöpfungskraft ruhen läßt und das Göttliche in der Natur anerkennt, aber nun mit gleicher Vermessenheit in ihr Geheimniß einzudringen und die innere Beschaffenheit, die wirkenden Ursachen und den wahren Zusammenhang der Dinge zu erforschen strebt, — wird es durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit immer wieder in sich selbst zurückgezogen, wo es sich nach dem hartnäckigsten Herumtreiben in den Gewinden und Irrgängen der Speculation, immer wieder auf der alten Stelle findet, unvermögend sich von seinem Ich loszuwinden und wider Willen genöthigt, immer sich selbst zum Maß,

Muster und Urbild der Wesen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verbirgt, zu nehmen.

Immerhin mögen die Bestrebungen der wärmsten Einbildungskraft, sich zum wirklichen Anschauen unerreichbarer Gegenstände zu erheben, vergeblich sein, so sind doch diese Gegenstände selbst wirklich; so besitzt doch die menschliche Seele das Vermögen, sich eine Art von Schattenbildern von ihnen zu machen; und so ist begreiflich, wie jenes bloße Bestreben in den innern Sinnen begeisterter Menschen Gefühle und Erscheinungen hervorbringen kann, die bei aller Täuschung noch immer Realität genug haben, um das Subject derselben, wenigstens seiner eigenen Schätzung nach, unbeschreiblich glücklich zu machen.

Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich im vollständigen Besitze aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemälde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versetzung in einen von den vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserem Gesichtskreise so weit zurückzuziehen, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichts erinnern, wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höheren Grade hervorbringen

werde? Wahrscheinlich werden wir uns unsres Menschenlebens nicht einmal als eines Traumes erinnern, da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verluste diese ganze Sinnenwelt, aus welcher nir alle unsre Vorstellungen schöpfen, und auf welche sich alle unsre Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns und dessen, was es zur Erzeugung unsrer sinnlichen Vorstellung beiträgt, sich unseren Forschungen entziehet, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehemaliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen, was wir waren, oder mit andern Worten die innere Anschauung des Zusammenhanges zwischen unserem gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Verwischen sich nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserem Gedächtnisse zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer, so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unsres Innern bedeckt? Wird dieser Anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unsrer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unseres Bewußtseins der übrig bleibenden im hohen Alter so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst überleben und in einem Zustande, der nicht

einmal den Namen des Vegetirens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode sein werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgibt, und das letztere in einem so ungleichen Verhältnisse zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Capital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unsrer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es gibt auch überdies gewisse Epochen im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worin wir uns auf einmal gesetzt sehen, von allem was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Dasein dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärferen Umrissen und hellern Farben erscheint als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien, als sonst in Träumen gewöhnlich ist.

Unläugbar ist etwas Dämonisches in unsrer Natur; wir schweben zwischen Himmel und Erde in der Mitte von der Vaterseite so zu sagen, den höheren Naturen, von unserer Mutter Erde Seite den Thieren des Feldes verwandt. Arbeitet sich der Geist nicht immer empor, so wird der thierische Theil sich bald im Schlamme der Erde verfangen, und der Mensch, der nicht ein Gott zu werden strebt, wird sich am Ende in ein Thier verwandelt finden.

Nichts erscheint uns so schön, so groß, so vortrefflich in seiner Art, daß wir nicht noch etwas Größeres, Schöneres oder Vortrefflicheres in dieser Art denken könnten, oder sogar wider unsern Willen ahnen müßten. Wenn es auch einige Gegenstände und Gefühle gibt, die unsere Seele ganz auszufüllen und zu befriedigen scheinen, so ist es in der That nur im unmittelbaren Augenblick des Genusses. Dieser ist kaum vorüber, so dehnt sich die von ihm zusammengedrückte Einbildung mit ihrer ganzen Schnellkraft wieder aus, und was uns unübertrefflich schien, dient ihr jetzt blos zur Springfeder, um sich zur Idee einer noch höheren Vollkommenheit zu erheben, wovon sich ein mehr oder weniger täuschendes Bild in ihrem Zauberspiegel darstellt.

Diese Ungenügsamkeit unseres Geistes mit dem, was uns die Welt der Erscheinungen und Täuschungen, welche man sich irrigerweise als die wirkliche vorzustellen gewohnt ist, darbietet, erstreckt sich nicht allein auf alle einzelnen Gegenstände der Natur, für sich oder blos in ihrem besondern Verhältniß gegen uns betrachtet; auch der Zusammenhang und die Ordnung dieser Dinge, es sei nun, daß wir sie als Theile eines Ganzen oder als Wirkungen gewisser Ursachen, oder als Mittel zu gewissen Zwecken betrachten, vermag uns aus eben demselben Grunde nie mehr als eine vorübergehende Befriedigung zu geben. Immer fehlt etwas daran, was wir wünschen; immer finden wir irgend eine Erwartung getäuscht; Alles sollte sich, meinen wir, besser schicken und in einander fügen, Alles leichter und schneller zum Zweck eilen, reiner zusammenklingen, kurz schöner und vollkommener sein, als es nach unserem Maßstab ist. —

Daher diese lieblichen Träume der Dichter und Philo-

sophen von einem goldenen Weltalter, von Götter= und Heldenzeiten, von Unschuldswelten, Atlantiden und platonischen Republiken, womit die Menschen sich von jeher so gern haben einwiegen lassen, und die, so oft man sie im Ernst zur Wirklichkeit bringen wollte, allemal so viel Unheil angerichtet haben. —

Das angestrengte vergebliche Streben und zuletzt das Verlieren unser selbst in dem Alles hervorbringenden und Alles verschlingenden Unendlichen - dies ist die einzige Art, wie Wesen unserer Gattung — nicht zum Begriff aber zu einem dunkeln die ganze Seele ausfüllenden Gefühl desselben sich erheben können, einem Gefühl, das mehr werth ist, als die subtilste Worterklärung des trocknen Dialektikers, der uns Rechenpfennige für Münze und Worte für Sachen gibt. Indessen sollte das Unvermögen, uns über die selbst schon grenzenlose und blos durch die Unzulänglichkeit unserer Organe beschränkte Sinnenwelt bis zum wirklichen Anschauen des Ewigen, Nothwendigen und selbstständigen Unendlichen aufzuschwingen — denn was wir davon sehen, sind (wie Plato zuerst so richtig sah oder sagte) doch nur zurückgeworfene Schattenbilder von Ideen, — billig sage ich, sollte dieses Unvermögen uns lehren, daß der Umkreis der Menschheit und ihrer so mannigfaltigen und wichtigen Angelegenheiten der wahre unsern Kräften angemessene Wirkungskreis ist, den die Natur uns angewiesen hat, und auf den wir uns um so mehr beschränken sollten, da selbst der geringste dieser Gegenstände einen beträchtlichen, und so viele einen entscheidenden Einfluß auf das Wohl oder Weh

des Menschengeschlechtes haben. Die großen Aufgaben: „Was ist der Mensch in der gegenwärtigen Periode seines Daseins? Welches sind seine Kräfte und Anlagen? Wie und wozu hat er sie zu gebrauchen? Was soll er hier sein? Was kann er hier werden? zu welcher Vollkommenheit könnte er schon in diesem Leben gelangen, wenn er die Mittel kennen und richtig anwenden lernte, die ihm dazu gegeben sind?" Diese Aufgaben, die sich wieder in unzählige andere auflösen, sind so ganz für uns gemacht, und geben uns so viel zu schaffen, daß ich nicht sehe, wo wir Zeit hernehmen wollen, uns um Dinge zu bekümmern, die wir eben darum, weil sie uns unerreichbar sind, mit gutem Fug als uns nichts angehend betrachten dürften.

Ich dächte, wir könnten zufrieden sein, daß wir da sind, und brauchten uns den Gedanken, woher wir kommen und was wir ehemals waren, um so weniger anfechten zu lassen, da es uns nichts helfen könnte, wenn wir's wüßten. Nur das, was ich bin, seitdem ich diese Person bin, betrifft mich; nur diese Person macht mein Ich aus, und in so fern kann ich richtig sagen: bevor ich der Mensch war, der ich in meinem gegenwärtigen Leben wurde, war ich noch gar nicht. Wäre ich schon gewesen, so müßte ich mir dessen bewußt sein; oder wäre ich zwar schon unter irgend einer andern Gestalt da gewesen, könnte mich aber dessen auf keine Weise erinnern, so wäre es für mich eben so viel, als ob ich nicht gewesen wäre, so wie eine vom Wahnsinn wieder hergestellte Person die Tage oder Jahre ihres Wahnsinns von ihrem Leben abrechnen muß.

Die grenzenlose Natur, die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das, was diese Masse der ungleichartigsten Erscheinungen außer mir zusammenhält, und in ein unergründliches Ganzes innigst verwebt und vereinigt, und das, was die unermeßliche Masse von Empfindungen, Ideen, Trieben und Gesinnungen in mir zusammenhält, und in meinem sich selbst unerforschlichen Ich zu einem Ganzen zu verbinden strebt — alle diese helldunklen geistigen Anschauungen fallen, wenn ich, tief in mich selbst gekehrt, jede derselben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verschlingt Raum und Zeit; alles was war, was ist, und was sein wird, zerfließt in den einzigen Akt eines ewigen, einzigen Augenblicks, und ich verliere mich darin, wie Kymon gestern sagte, gleich einem Wassertropfen im uferlosen Ozean. — Aber bald öffnen sich meine Augen wieder und glücklicherweise finde ich mich wieder in meinem angebornen, beschränkten Vaterland, Himmel und Erde; ich sehe wieder das allerfreuende Licht und die allernährende Erde; die schönen Horen mit ihrem wimmelnden Gefolge von Tagen und Stunden tanzen wieder um mich her; das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz, ich webe in Allem was webt, und fühle mich in Allem was athmet; die Phantasie schließt wieder ihre unsichtbare Zauberwelt vor mir auf, die Unsterblichen nahen sich meinem Geiste und mit süßem Schauern umfaßt mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden versorgenden Allvaters, oder wie der beschränkte Sinn der Sterblichen den Unnennbaren immer nennen mag, und ich bin — mit einem Worte,

wieder was ich sein soll, ein Mensch gut und glücklich, und verlange nicht mehr zu sein, als ich sein kann und soll.

Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung sein mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegenen Stufe zu einer höheren erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauches entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglaube, Schwärmerei, Magie, Dämonismus, Möncherei und wie sie alle heißen, jene der Menscheit feindseligen Geister, sie setzen sich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten längere oder kürzere Zeit unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichtes wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lange erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihres wohlthätigen Einflusses auf sie herab schütten wird.

Inhalt.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Wieland, Christoph Martin,

Geist deutscher Klassiker [Werke, Auszüge]

Bd.: Achter Theil

1866